1,50 DM / Band 133
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

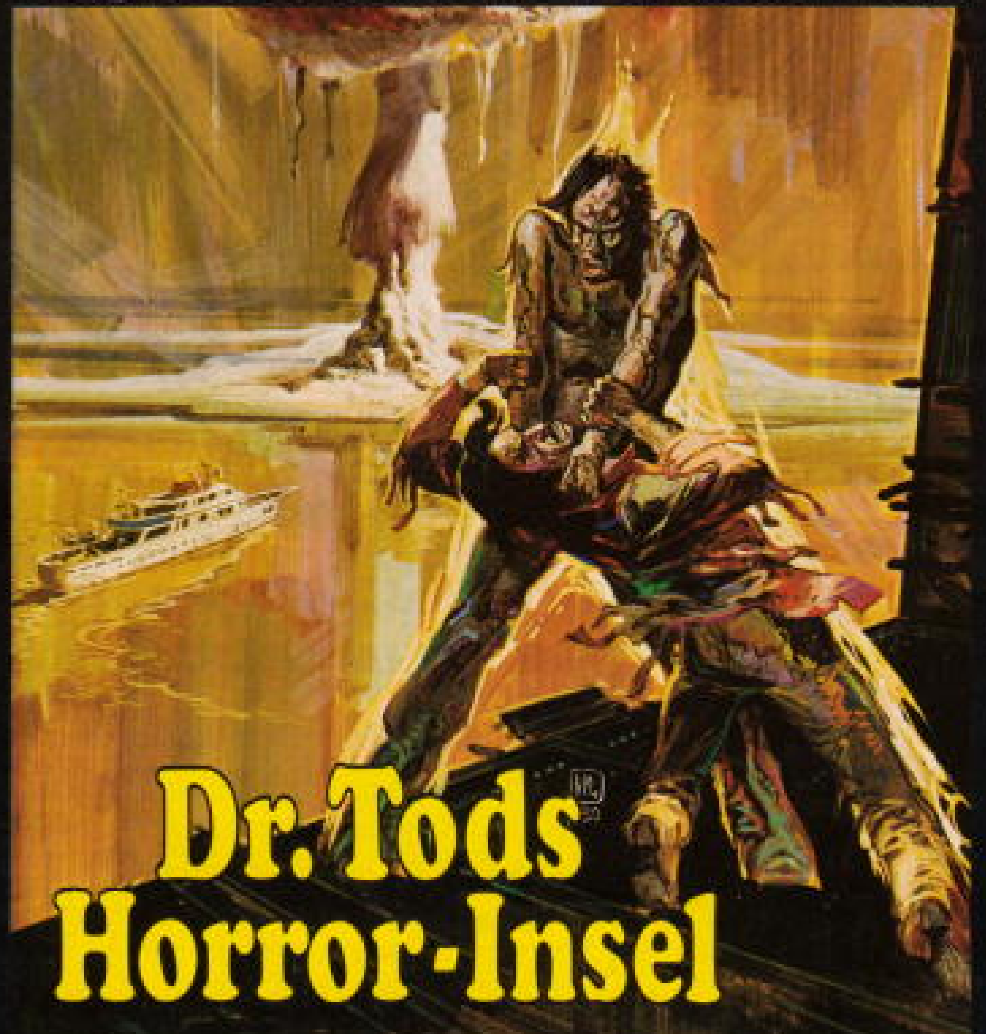
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Dr. Tods Horror-Insel

Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1.75 / Schweden kr 4.50 i.m. / Spanien P 65



Dr. Tods Horror-Insel

John Sinclair Nr. 133

von Jason Dark

erschienen am 20.01.1981

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Dr. Tods Horror-Insel

Noch fehlten zwei Mitglieder der Mordliga. Das wußte niemand besser als Dr. Tod. Er setzte alles daran, um die Mannschaft des Schreckens zu vervollständigen.

Inmitten der Nordsee fand er sein nächstes Ziel.

Auf dem Grund des Meeres lag seit 10.000 Jahren ein Wesen begraben, das in seiner Grausamkeit unbeschreiblich war.

Der Name: Vampiro-del-mar, Kaiser der Vampire!

Keiner der 20 Männer auf der Bohrinsel ahnte, daß das Grauen bereits zu ihnen unterwegs war. Sie beschäftigten sich mit anderen Dingen.

Mit der Rückkehr!

Endlich hatte dieses Mistleben ein Ende, das Leben ohne Alkohol und Frauen, eingepfercht auf den wenigen Quadratmetern, mit dem immer stinkenden Ölgeruch, den schreienden Vorgesetzten, dem Quietschen und Kreischen des Bohrers, dem Summen der Generatoren.

Und dabei waren die letzten 20 noch länger auf der Bohrinsel in der Nordsee. Denn die Insel sollte aufgegeben werden. Sie war veraltet, hatte bei Stürmen schon bedrohlich gewankt, so daß sich die Verantwortlichen entschlossen hatten, das künstliche Monstrum aufzugeben.

Die Männer verrichteten nur Restarbeiten.

In zwei Tagen sollten sie abgeholt werden.

In allen Männern steckte die Vorfreude, an eine drohende Gefahr dachte niemand.

Sie war aber da!

Ein paar Meilen nur entfernt lauerte sie. Zuerst war sie nur ein hauchdünner Schemen auf dem Wasser, dann verdichtete sich der Schemen innerhalb von Minuten zu einer dicken Wolke, die auch ihre Form nicht behielt, sondern sich wie ein Teppich auf den graugrünen Wellen der Nordsee ausbreitete.

Der Todesnebel war wieder da!

Der unheimliche, gefährliche Nebel, den Dr. Tod bereits gegen eine kleine Stadt geschickt hatte, war einfach nicht zu vernichten.

Ein mörderischer Hauch, ein Gruß aus der Hölle, ein Nebel, der sich aus den Seelen Getöteter gebildet hatte.

Eine furchtbare Waffe in der Hand eines Mensch-Dämons wie Dr. Tod.

Denn er hatte den Nebel geschickt. In seinem Schutz wollte er operieren. Und er suchte ein Quartier.

Die Bohrinsel kam ihm gerade recht. Er hatte davon gelesen, daß sie aufgegeben werden sollte, und das sah Solo Morasso, wie Dr. Tod auch noch hieß, gar nicht ein.

Er wollte die Plattform besitzen. Und es entsprach seiner verbrecherischen Mentalität, daß er nicht erst wartete, bis die 20 Männer von der Insel verschwunden waren, sondern sofort seinen Todesnebel schickte.

Wie gesagt, er war erstarkt, die Seelen der Getöteten hatten ihm noch mehr Kraft gegeben.

Und er wogte heran.

Vom Westen her war der Wind sogar zu einem regelrechten Sturm geworden, der das Wasser aufpeitschte und riesige Wellen wie

gläserne Berge aussehen ließ. Auf den Wellenkämmen gischteten helle Schaumstreifen, die hin und wieder in sprudelnden Tälern verschwanden, um sich in langen Streifen aufzulösen.

Der Wind heulte und pfiff. Schiffe, die die Nordseeroute fuhren, stampften durch die aufgewühlte See.

Es herrschte typisches Herbstwetter. Und die Nordsee wurde zu einer kochenden, gischtenden Wasserhölle.

Den Männern auf der Bohrinsel gefiel dieses Wetter ebenfalls nicht. Wenn es anhielt, dann war es so gut wie unmöglich, sie abzuholen. Sie mußten warten, bis sich die See wieder ein wenig beruhigt hatte.

Das eben konnte die Emotionen der Leute hochpeitschen. Und das wußte auch Mark Brennan, Chef der Bohrinsel. Er war ein harter Bursche, dazu noch intelligent. Die Männer akzeptierten ihren Oberingenieur, der seinen Grips ebenso ausnutzen konnte wie seine Muskeln. Brennan stammte aus Schottland und hatte sich vom einfachen Ölarbeiter hochgedient. Mit seinen weißblonden Haaren sah er eher aus wie ein Nordländer. Die Haut war sonnenbraun, die Augen blickten klar und hatten eine rauchgraue Farbe.

Es gab auf der Bohrinsel, die auf vier gewaltigen eisernen Pfählen stand, eine Art Brücke, wo sich auch die Kommandozentrale der künstlichen Insel befand.

Und hier stand Mark Brennan wie ein Fels. Er hielt ein Glas vor den Augen, hatte sich breitbeinig aufgebaut, um die Schwingungen der Insel auszugleichen.

Sein Stellvertreter, Harry Poole, befand sich ebenfalls bei ihm.

Poole gehörte zu den Typen, die das Abenteuer liebten und schon überall ihr Geld verdient hatten. Sei es bei einem Staudammbau, auf einer Bohrinsel oder bei der Seefahrt.

Die Wellen wuchteten gegen die Pfeiler, wurden gebrochen, und lange Gischtstreifen spritzten hoch bis zur unteren Plattform. Zum Glück regnete es nicht, so daß die Sicht wenigstens einigermaßen klar war.

»Ein Scheißwetter«, fluchte Poole und klopfte sich eine Zigarette aus der Packung. Hier oben war einer der wenigen Orte, wo geraucht werden durfte.

»Du sagst es«, erwiderte Brennan.

»Und auf mich wartet ein Weib«, grinste Poole.

Mark warf ihm einen schiefen Blick zu, den Poole über die Flamme des Feuerzeugs hinweg erwiderte. »Ist was?«

»Wenn die Frau dich liebt, dann wartet sie weiter.«

Poole lachte. »Die und Liebe. Nee, Freund, das ist nur was fürs Bett. Komm ich nicht, kommt ein anderer. Sie soll Zigeunerblut in den Adern haben.«

»Dann paß mal auf, daß du dich nicht verbrennst.«

»Ich doch nicht.« Poole spie einen Tabakkrümel aus.

Brennan hatte wieder das Glas genommen und hielt es vor seine Augen. Er suchte das Meer ab.

Poole schlenderte näher und blieb neben ihm stehen. »Gibt's was Besonderes zu sehen?« erkundigte er sich.

Der andere schüttelte den Kopf.

»Warum schaust du dann?«

»Nur so.«

»Aha.«

Minuten vergingen. Der würzige Zigarettenrauch verdrängte für eine Weile den Geruch von kaltem Öl. Poole dachte an seine Zigeunerin und grinste.

»Da ist doch was!« Brennans Stimme riß ihn aus seinen Gedanken.

»Und?«

»Ich glaube…« Der Bohrinselchef zögerte. »Ja, ich glaube, das ist Nebel.«

»Was du nicht sagst.«

»Doch, es stimmt.«

»Zeig mal.« Poole drückte die Zigarette aus und griff bereits nach dem Glas.

Er schaute hindurch und ließ das Glas wandern. »Mehr nach links«, sagte der andere.

»Okay.« Poole kam der Aufforderung nach und zuckte plötzlich zusammen. »Stimmt, Mark. In der Tat ist da eine Nebelwolke. Aber das kann doch nicht sein.« Harry setzte das Glas ab und schüttelte verwundert den Kopf. »Nicht bei dem Sturm. Das widerspricht allen Gesetzen der Natur. Der Wind würde doch den Nebel zerreißen.«

»Man hat schon Pferde kotzen sehen«, erwiderte Brennan gelassen.

Poole reichte ihm das Glas wieder. »Ich bin da verdammt skeptisch. Dieser Nebel kommt nicht von ungefähr. Da muß irgend etwas los sein.«

»Und was?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht ist es gar kein Nebel«, vermutete Mark Brennan.

»Sondern?«

»Gas oder Dampf. Es könnte ja sein, daß dort ein Unglück passiert ist. Möglich ist alles.«

Poole fuhr durch sein lackschwarzes Haar. »Deine Vermutung wäre zumindest eine Diskussion wert.«

Brennan grinste schief, hob das Glas wieder an und schaute hindurch. Dabei spannte sich seine Haltung, und Poole bemerkte die Veränderung sehr wohl.

»Mensch, der Nebel bewegt sich«, sagte Brennan.

»Soll wohl sein. Bei dem Sturm.«

»Er kommt genau auf uns zu.«
»Das ist weniger schön.«
»Eben«, sagte Brennan trocken. Eine Weile schwiegen die Männer.
Poole hustete trocken. Er hatte sich erkältet. Schließlich fragte er: »Wandert er immer noch?«
»Klar.«
Jetzt schaute auch Poole durch die breite Sichtscheibe. Seine Gesichtsmuskeln zuckten. Mit bloßem Auge hatte er jetzt die verdammte Wolke erkannt. Sie schwebte über den Wellen, schien von unsichtbaren Händen getragen zu werden, und der Wind tat ihr nichts. Das war es, was die beiden Männer so irritierte. Normalerweise hätte die Nebelwolke zerfetzt werden müssen – hier passierte nichts.
»Hast du eine Erklärung?« fragte Poole. Unwillkürlich hatte er seine Stimme gesenkt.
»Nein.«
»Sollen wir die Männer alarmieren?«
»Wozu? Wegen einer Nebelwolke?«
Poole hob die Schultern. Er war nur zweiter Mann und hatte nicht viel zu sagen. »Ich gehe mal nach draußen«, sagte er.
Brennan nickte. »Sieh nur zu, daß dich der Wind nicht wegbläst.«
»Keine Bange, ich bin sturmfest.« Poole zog die Metalltür auf und rammte sie sofort wieder hinter sich zu, weil der Wind sie ihm fast aus den Fingern gerissen hätte. Harry stellte den Kragen seiner gelben Windjacke hoch, duckte sich zusammen und bewegte sich auf die kleine Leiter zu, die auf eine der Plattformen führte.
Er kletterte die Sprossen hinab.
Der Wind zerrte und riß an seiner Jacke, und die Gummihaut knatterte. Poole schimpfte, sprang zu Boden, wurde von einer Bö erfaßt und fast zu Boden geworfen.
»Shit.«
Auf der Insel war wirklich der Teufel los. Der Wind heulte, jammerte und jaulte. Es sang in den eisernen Verstrebungen, fuhr um Ecken und Pfeiler und wollte das mitreißen, was nicht niet- und nagelfest war.
Poole suchte nach einem geschützten Platz, von wo er das Meer überblicken konnte. Er fand ihn in der Nähe der Unterkünfte. Dort klemmte er sich buchstäblich fest.
Und der Nebel kam näher.
Erschreckend sah die gewaltige Wolke aus, wie sie heranrollte und durch nichts aufzuhalten war. Sie schien sogar stärker als der Wind zu sein. Harry Poole, sonst ein Kerl, der selbst des Teufels Großmutter aus der Hölle holte, begann zu schlucken. Solch ein Nebel war nicht normal, das ging nicht mit rechten Dingen zu, und er, ein ehemaliger Seemann, glaubte, daß der Klabautermann seine Hand im Spiel haben mußte.

Wie weit war er noch weg? 500 Yards? Mehr bestimmt nicht. Und er war einfach nicht aufzuhalten.

Zwei Arbeiter passierten seinen Standort. Auch sie sprachen über den Nebel, waren aber nicht weiter beunruhigt.

»Wir spielen eine Partie, Harry. Kommst du mit?«

»Nein.«

»Okay, dann nehmen wir eben das Geld einem anderen ab.« Lachend gingen sie weiter.

Poole aber blieb.

Fünf Minuten, zehn Minuten – immer näher kam die gewaltige grauweiße Wand.

Bald mußte sie die Insel erreicht haben und sie wie ein riesiges Leichentuch einhüllen.

Poole starrte ihr entgegen. Aus der Ferne hatte der Nebel so ruhig ausgesehen, doch jetzt erkannte Poole, daß sich innerhalb dieser Wand alles in Bewegung befand. Schlieren rollten hin und her, langen Armen gleich schienen sie nach allem greifen zu wollen, was sich in ihrer Nähe befand. Poole glaubte auch, ein gelbliches Schimmern innerhalb der Nebelwand zu sehen, ein Phänomen, das ihm bisher unbekannt war.

Dann hatte der Nebel die Bohrinsel erreicht. Er kroch an den riesigen Pfeilern hoch, und im selben Augenblick erstarb auch der Sturm. Es wurde ruhig.

Auch das hatte Poole noch nie erlebt. Er hörte das Klatschen der Wellen gegen die Pfeiler und sah die ersten Wolken heranquellen.

Sie rollten über die Plattform, griffen mit ihren gierigen Fingern in jeden Winkel, und Harry Poole hielt es in seinem Versteck nicht mehr aus.

Er wollte hoch zu Brennan. Er mußte ihn warnen, das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Poole lief auf die Leiter zu. Hoch über seinem Kopf befand sich die Arbeitsplattform, ein riesiges Rechteck, auf dem man eine kleine Siedlung hätte erstellen können.

Der Nebel verfolgte ihn.

Er kam überall hin, in jede Ecke, in jeden Winkel. Nichts war vor ihm sicher.

Auf der Mitte der Leiter blieb Harry Poole stehen. Mit einer Hand hielt er sich fest und schaute zurück.

Der Nebel kroch heran.

Schlangengleich glitt er über die Plattform, erreichte das Ende der Leiter und stieg daran hoch, als würde er nur den einen Mann verfolgen.

Eine grauenhafte Vorstellung.

Harry hastete weiter hoch. Er ließ die Leiter hinter sich und blieb

abrupt stehen.

Von links schob sich eine gewaltige grauweiße Wolke heran. Der Nebel hatte ihn also eingeholt und den Weg abgeschnitten. Instinktiv fürchtete Harry sich, die grauweiße Wand zu durchqueren, aber es gab keine andere Möglichkeit, wenn er zu Brennan in die Brücke wollte.

Er faßte sich ein Herz und stolperte in die Nebelwolke hinein.

Zuerst geschah nichts, dann aber brach das Verhängnis schlagartig über Harry Poole herein.

Es begann mit schlimmen Schmerzen im Gesicht. Ein heißes Brennen wollte ihm die Haut zerreißen, er konnte plötzlich nichts mehr sehen und stolperte blind weiter.

Das Brennen blieb, es verstärkte sich sogar noch, und Poole stöhnte vor Schmerzen wild auf. Irgendwie fiel er gegen die Tür der Brücke, bekam die eiserne Klinke zu fassen und drückte sie nach unten.

Die Tür schwang auf, Poole stolperte auf die Brücke. Im selben Moment fuhr Mark Brennan herum, sah seinen zweiten Mann und stieß einen gellenden Schrei aus.

Mark Brennan erkannte seinen Freund kaum wieder.

Harrys Haut begann sich aufzulösen!

***

Es war grauenhaft.

Die Haut fiel von seinem Körper, da die Kleidung schon vernichtet worden war. Blanke Knochen waren zu sehen, und durch die offene Tür drangen weitere Nebelwolken.

Mark Brennan schloß die Augen. Er konnte es einfach nicht mehr mit ansehen, wie sich die Haut von den Knochen des Mannes löste.

Dann hörte Brennan einen dumpfen Fall.

Er öffnete die Augen wieder.

Harry Poole lag am Boden. Sein Kopf befand sich nicht einmal weit von Marks Füßen entfernt, doch das war kein Kopf mehr, sondern ein Skelettschädel, an dem noch wie zum Hohn einige schwarze Haare klebten.

Eine Erklärung fand Mark Brennan nicht. Er wollte auch keine haben, das Grauen reichte ihm, und wild schluchzte er auf. Er wußte nur, daß dieser Nebel nicht normal war, daß sie ihm den ganzen Horror zu verdanken hatten.

Die Tür war offen geblieben. Immer dickere Wolken strömten auf die Brücke, und durch die offene Tür vernahm Mark Brennan auch gellende Schreie.

Sie waren in wilder Panik ausgestoßen worden. Er hörte verzweifelte Hilferufe, und er wußte, daß dieser schreckliche Nebel auch vor seinen Leuten nicht haltgemacht hatte.

Nur er war noch normal.
Doch wie lange?
Er schaute sich wild um. Die Hälfte der Brücke war bereits mit dem grausamen Nebel gefüllt. Nur wo er stand, gab es noch eine freie Zone.
Mark Brennan hatte während seines Lebens gelernt zu kämpfen.
Er hatte sich nie vor irgendwelchen Schwierigkeiten gefürchtet, und er dachte auch nicht daran aufzugeben.
Nein, er würde nicht kapitulieren.
Links von ihm, nur eine Armlänge entfernt, hing eine Rettungsweste. Die wollte er haben. Es war schon bald ein Miniboot. Wenn die Weste mit dem Wasser in Berührung kam, blies sie sich von selbst auf. Zudem leuchtete sie hellgelb.
Brennan riß die Weste von der Wand und legte sie sich um. Das geschah blitzschnell. Jeder Handgriff war geübt. Dann sprang er auf die Konsole und sah die große Scheibe dicht vor sich.
Er zögerte keine Sekunde.
Er nahm einen großen eisernen Würfel hoch, der als Briefbeschwerer diente und donnerte ihn mit aller Kraft gegen die breite Scheibe. Diese Gewalt hielt auch das Spezialglas nicht aus, es brach.
Mit dem Ellbogen hieb Brennan die Splitter aus dem Rahmen, sah sich noch einmal hastig um und bemerkte, daß der Nebel ihn schon fast erreicht hatte.
Jetzt kam ihm zugute, daß die Brücke ziemlich weit vorgebaut war. Das heißt, sie schloß praktisch mit dem Rand der Plattform ab, und mit einem gewagten Sprung konnte man es schaffen, im Wasser zu landen.
Brennan versuchte es. Er setzte alles auf eine Karte, schnellte sich wuchtig ab, holte in der Luft liegend Atem und streckte seinen Körper. Er tauchte in die Nebelwolke ein und schloß instinktiv die Augen. Jetzt konnte er nichts mehr sehen, sondern nur noch hoffen.
Er hatte Glück.
Mark Brennan prallte nicht auf den Rand der Plattform, sondern stieß wie eine Rakete in das Meer hinein.
Es war ein harter Schlag, der ihn regelrecht durchschüttelte.
Im selben Augenblick traf ihn die Erkenntnis wie ein Blitzstrahl: Die Schwimmweste würde sich aufblasen und ihn sofort an die Oberfläche tragen.
Kaum hatte er den Gedanken erfaßt, da geschah dies schon. Die Schwimmweste blies sich unter Wasser auf und trieb ihn in die Höhe. Wie ein Korken hüpfte sein Kopf aus dem Wasser. Mark hatte Angst, in den Nebel hineinzustoßen und dabei ebenso zerfressen zu werden wie Harry Poole, doch das war nicht der Fall.
Der Nebel lag nicht mehr auf dem Wasser, er hatte sich voll auf die

Bohrinsel konzentriert.
Brennan fiel ein Stein vom Herzen. Aber er war wieder in den Sturm geraten. Um diese Zeit war das Wasser der Nordsee verdammt kalt. Wellen packten ihn, hoben ihn hoch, trieben ihn gegen die künstliche Insel, rissen ihn gleich darauf wieder zurück oder überschütteten ihn mit gewaltigen Wogen.
Trotz der Weste hatte Mark Angst zu ertrinken. Es war ein Glücksspiel, und seine Chancen standen verdammt schlecht.
Wenn ihn eine Welle gegen einen der vier Träger warf, dann würde er zerschmettert.
Aber er hatte Glück. Als wieder eine Welle anrollte, diesmal von Südosten her, weil der Wind sehr oft wechselte, wurde er weiter von der Insel weggeschleudert. Fast eine Minute befand er sich unter Wasser, hielt verzweifelt die Luft an und spürte die Kälte, die seinen Körper durchdrang.
Nach einer schier endlosen Zeit wurde er wieder an die Oberfläche geschwemmt, wo er verzweifelt den Mund aufriß und nach Luft schnappte.
Gierig saugte er sie in die Lungen. Er keuchte und spie, rieb sich das Wasser aus den Augen und schaffte es sogar, zur Insel zurückzuschauen.
Dort waberte noch immer der gewaltige Nebel. Aber Mark Brennan sah schemenhaft die Gestalten, die wie Geister zwischen den Nebelschlieren auftauchten und sich dann kopfüber in die kochende See stürzten. Auch mit ihnen spielte das Wasser, trieb sie in alle Richtungen und auch auf Mark Brennan zu.
Plötzlich sah er dicht vor sich eine Gestalt auftauchen. Sie wurde regelrecht hochgepeitscht und prallte gegen Mark Brennan.
Der schrie gellend auf.
Denn die Gestalt, die ihn berührt hatte, bestand nur noch aus Knochen. Sie war ein Skelett!

***

Obwohl Mark Brennan ein harter Bursche war, traf ihn der Schock.
Denn plötzlich wußte er, was mit seinen Kameraden geschehen war und welches Schicksal ihn erwartet hätte.
Eine nächste Welle riß den Knochenmann wieder weg und spülte ihn unter, während Brennan von der Schwimmweste gehalten wurde. Er wollte nichts mehr sehen, deshalb schloß er die Augen.
Der Anblick der Skelette hatte ihn bis ins Mark getroffen.
So also wirkte dieser Nebel.
Wie eine Säure…
Die Strömung trieb ihn weiter. Und sie trieb ihn weg von der Bohrinsel, hinaus auf das weite, offene Meer. Hin und wieder

vollführte er Schwimmbewegungen, er ruderte mit Armen und Beinen, damit sich die Kälte nicht zu sehr in seinen Körper fraß, doch gegen die niedrigen Wassertemperaturen kam er einfach nicht an.

Er merkte selbst, daß seine Bewegungen schwächer wurden, daß es ihm immer schwerer fiel, die Schwimmbewegungen überhaupt durchzuhalten. Hätte ihn die Schwimmweste nicht gehalten, so wäre Mark Brennan in dem kalten Wasser schon längst ertrunken.

So bekam er eine Galgenfrist.

Die Kälte wurde immer schlimmer. Sie fraß sich in seine Knochen, fing an den Füßen an und stieg immer höher. Seine Haut war blau angelaufen, der Körper kühlte aus, und es gab für ihn Augenblicke, wo er mehr tot als lebendig war.

Wenn er in den nächsten Minuten nicht gerettet wurde, war es aus.

Noch einmal riß er sich zusammen, warf seinen Kopf hoch, als er auf dem Kamm einer Welle schwamm, und schleuderte sein nasses Haar aus der Stirn.

Für Sekunden sah und dachte er wieder vollkommen klar. Und er sah das Boot.

Es war gar nicht weit entfernt. Die dunkle Bordwand hob sich wie eine riesige Mauer vor ihm in die Höhe.

Die Rettung?

Er begann zu schreien, zu winken. Er glaubte wenigstens, daß er schrie, doch aus seiner Kehle drang nicht mehr als ein schwaches Krächzen.

Die Entdeckung des Schiffes hatte wieder Energie in ihm hochgeputscht. Er kämpfte gegen den nassen Tod an, wollte nicht ertrinken und erfrieren, doch eine Welle schleuderte ihn wieder in ein Tal hinein, so daß das Schiff vor seinen Augen verschwand.

Das Wasser und die Strömung machten mit ihm, was sie wollten, wuchteten ihn herum, schleuderten ihn von einer Seite auf die andere und spien ihn kurzerhand wieder aus.

Er bekam Luft.

Gurgelnd atmete er durch. Plötzlich wurde ihm schlecht, sein Magen drückte, aber er sah das Schiff wieder.

Und es hatte sich genähert.

Verzweifelt hob er den rechten Arm. Eine müde Bewegung nur, zu einer anderen war er nicht mehr fähig. Seine Hand klatschte sofort wieder zurück ins Wasser, und trotzdem hoffte er, daß man auf dem Schiff seine Bewegung gesehen hatte.

Ja, man mußte ihn einfach gesehen haben, denn dort an Bord blitzte ein Licht auf.

Ein Signal!

Wieder »schrie« er, doch diesmal gab er nicht acht, und ein Schwall Seewasser drang in seinen Mund. Gleichzeitig drückte ihn eine Welle

wieder unter Wasser.
Die nächste spülte ihn hoch. Verzweifelt riß er den Mund auf, pumpte Luft in seine Lungen, würgte und spuckte.
Wild schlug er um sich, das war kein konzentriertes Schwimmen mehr, sondern eher ein Paddeln, das den Bewegungen eines Hundes glich. Nur noch die gelbe Weste hielt ihn über Wasser.
Abermals hob ihn eine Welle hoch. Als er auf dem Kamm schwamm, schon mehr tot als lebendig, da klatschte etwas gegen seinen Kopf.
Ein roter Rettungsring.
Mark Brennan setzte seinen Gedanken sofort um. Bevor eine Welle den Ring von ihm wegspülte, machte er seinen Arm lang und griff zu. Er hatte Glück. Seine steifen, schon fast bewegungsunfähigen Finger umklammerten den dicken Korkwulst. Sofort griff er mit der anderen Hand nach.
Jetzt hing er fest.
Doch die Wellen spielten nach wie vor mit ihm, und Mark war klar, daß er auf keinen Fall loslassen durfte, denn dann war er verloren.
Eisern hielt er fest. Er holte wirklich die letzte Energie aus seinem Körper, denn mit seiner Rettung hatte er nicht mehr gerechnet.
Hoffentlich überstand er auch noch die letzte Phase.
Sie zogen ihn an Bord. Sogar ziemlich schnell, daß es ihm vorkam wie ein Kielholen. Wieder schluckte er Wasser, keuchte, spie und würgte.
Wie ein Untier, so gewaltig tauchte die Bordwand vor seinen Augen auf. In den Pupillen klebte noch immer das Wasser, das Schiff sah er nur schattenhaft.
Eine gewaltige Welle erfaßte ihn, riß ihn mit Urgewalten hoch und schleuderte ihn direkt auf die riesige Bordwand zu. Alles ging rasend schnell, und Mark glaubte, sein letztes Stündlein wäre gekommen, denn einen Aufprall an der Wand würde er nicht überstehen.
Und wieder hatte er Glück.
Dicht vor dem Aufprall riß ihn der Sog in ein Wellental, eine Welle überspülte ihn, drückte ihn noch mehr in die Tiefe, dem Kiel des Bootes zu, doch die Gegenkraft war stärker.
Man hievte ihn aus dem Meer.
Mark Brennan konnte selbst nichts mehr machen, sah auch nichts, er merkte kaum, daß er zwischen Bord und Meeresoberfläche schwebte, er spürte nur den harten Aufprall auf die Schiffsplanken.
Völlig erschöpft, restlos erledigt. Jemand bog seine starren Finger auseinander und nahm ihm den roten Rettungsring weg. Mark Brennan spürte es kaum.
Er lag auf dem Bauch, die beste Stellung, denn als er jetzt würgte, quoll das Seewasser aus seinem Mund. In einem breiten Strahl schoß es auf die Deckplanken. Mark erbrach auch, er bekam kaum Luft,

röchelte und keuchte.
Ihm ging es verdammt schlecht.
Er rollte sich auf den Rücken, breitete Arme und Beine aus. Dann schnappte er nach Luft. Dabei glaubte er, seinen Hals kaum noch zu spüren, er kam sich vor wie tot. In den nächsten Minuten durchlebte Mark Brennan eine grausame Tortur, von der er sich nur langsam erholte. Schließlich war er mehr tot als lebendig gewesen, als man ihn aus den Fluten rettete, und er war seinen Rettern ungeheuer dankbar. Das wollte er ihnen später sagen und ihnen auch die Geschichte von den Skeletten erzählen. Zudem mußte er sie warnen, denn sie liefen ja sicherlich auf die Bohrinsel und damit auch auf den Nebel zu.
Alles Vorsätze, die sich jetzt, in seinem Zustand, nicht verwirklichen ließen.
Mark Brennan war ein Mann mit eiserner Konstitution und ebenso eisernem Willen. Ihn warf so leicht nichts um. Auch wenn er total erschöpft war, er lebte noch.
Und er erholte sich.
Die Ruhe tat gut. Zudem lag er nicht mehr im kalten Wasser. An Bord war es zwar auch nicht warm, aber er würde nicht erfrieren, das war wichtig.
Noch immer atmete er rasselnd und keuchend. Als er Schritte hörte, drehte er seinen Kopf zur Seite.
Jemand kam.
Leichte Schritte, nicht die eines Mannes.
Dann sah er die Person. Enge, rote Hosenbeine steckten in halbhohen Stiefeln. Eine dreiviertellange Jacke fiel bis zur Hüfte, und als Marks Blick weiter nach oben wanderte, sah er in das Gesicht einer schwarzhaarigen Frau.
»Meine Güte, ich bin im Himmel«, flüsterte er, schloß die Augen und öffnete sie wieder.
Das Gesicht blieb.
Schön wie ein Engel, wie von einem Künstler gemeißelt, so kam es ihm vor.
Unwahrscheinlich.
Solch eine Frau auf diesem Schiff.
Etwas fiel ihm trotzdem auf. Die Frau lächelte nicht. Sie schaute ihn aus dunklen Augen kalt an, irgendwie abschätzend, als würde sie ihn taxieren.
Das konnte jedoch auch eine Täuschung sein. Man konnte nie wissen.
»Wie fühlen Sie sich?« wurde er angesprochen.
»Mies.«
Jetzt lachte die Frau zum erstenmal, doch ihre Augen blieben kalt. »Das kann ich mir vorstellen. Sie wären fast abgesoffen wie eine Ratte.«

Wieder wunderte sich Mark Brennan, welch einen Ton diese Frau an sich hatte.

Mark dachte an die Warnung, die er aussprechen wollte, und sagte: »Ändern Sie den Kurs, drehen Sie ab…« Ein Hustenanfall erstickte seine nächsten Worte.

»Warum?«

»Weil an der Bohrinsel der Nebel ist.«

»Vor Nebel hatten wir noch nie Angst.«

»Es ist aber besser, wirklich.«

Die Frau winkte ab und wechselte das Thema. »Können Sie aufstehen? Unser Kapitän will Sie nämlich gern sehen.«

»Ich versuche es.«

Die schwarzhaarige Frau reichte ihm die Hand. Auch sie mußte sich wegen des Seegangs breitbeinig hinstellen, damit ein plötzlicher Ruck sie nicht von den Beinen riß.

Mark ließ sich hochziehen und wäre sofort wieder gefallen, hätte die Frau ihn nicht gestützt.

»Reißen Sie sich zusammen, Mann. Sie sind doch keine Memme.«

»Okay, okay, es geht schon.« Mark biß die Zähne zusammen. Er wollte keine zweite Schwäche zeigen.

Die Frau lachte nur.

Mark hatte Schwierigkeiten, sich auf den Beinen zu halten, denn er schaffte es kaum, den Seegang auszugleichen.

Die Frau beobachtete ihn kalt. Zum Glück gab es genügend Gegenstände, an denen Mark sich abstützen konnte.

Sie gingen zum Vorschiff.

Mark Brennan merkte kaum, wie es um ihn herum aussah. Das Schiff war ziemlich verrottet. Überall nistete der Rost, und längst war der Anstrich abgeblättert.

Mark mußte trotzdem noch eine Pause einlegen, der Magen drückte wieder hoch.

Er blieb stehen, sah zufällig nach steuerbord, und entdeckte eine weitere Frau.

Oder vielmehr deren Kopf.

Diesmal helles, blondes Haar, das der Wind zerwühlte.

Brennan schüttelte den Kopf. Er begriff einfach nicht. »Bin ich denn nur von Frauen umgeben?« murmelte er.

Da kam die Frau auf ihn zu.

Plötzlich wurden Brennans Augen weit. Das… das konnte doch nicht wahr sein, was er sah. Die Frau, so schön ihr Gesicht auch war, hatte keinen normalen Körper, sondern den eines Raubtiers.

Mark Brennan hatte Lupina, die Königin der Wölfe, gesehen.

Und damit stand eines fest: Er war in Dr. Tods Fänge geraten!

***

Ich fror und dachte daran, daß das Futter meines Mantels zu Hause im Schrank lag. Ich hätte es doch einknöpfen sollen. Jetzt war nichts mehr daran zu ändern. London lag einige Meilen weg, ich aber stand am Ufer der englischen Ostküste in der Grafschaft Suffolk.

Vor mir ein grauer Strand, an den der Wind ununterbrochen die Wellen des Meeres schaufelte und sie dort auslaufen ließ.

Ich rauchte eine Zigarette. Der Qualm wurde mir von den Lippen gerissen und zerflatterte sofort. Umringt war ich von einigen Polizeibeamten und einem Fischer, dem ich meine Reise in diese Gegend überhaupt zu verdanken hatte.

Der Mann hatte die Knochen gefunden.

Jawohl, sie haben richtig gelesen: Knochen. Teile eines menschlichen Körpers waren hier an Land geschwemmt worden. Sie hatten sich am Strand in einem alten Drahtnetz verhakt, so daß das Meer sie sich nicht zurückholen konnte.

Zuerst hatte der gute Mann ja gemeint, daß es Tierknochen wären, doch ein hinzugerufener Arzt hatte bestätigt, daß es sich um Menschenknochen handelte.

Das war das Schlimme.

Der Landpolizei war der Fall zu heiß. Sie alarmierte Scotland Yard, und so bekam ich Bescheid.

Dies nicht von ungefähr. Ich war noch immer auf der Spur des geheimnisvollen Nebels.

Mein Chef, Superintendent Sir James Powell, hatte Order gegeben, daß alles, was irgendwie auf unerklärliche Vorgänge auf hoher See zurückzuführen war, sofort als Meldung auf seinem Schreibtisch landete. Und von seinem zu meinem Schreibtisch waren es eigentlich nur ein paar Schritte. Morgens traf die Meldung ein, nachmittags war ich bereits in Suffolk.

Nicht nur die Polizei stand am Strand, auch ein Arzt und ein Experte für Strömungstheorie, wie er sich nannte. Er war ein kleiner Typ, mit abstehenden Ohren und Kugelbauch. Er hieß Dr. Peters und konnte nie ruhig auf der Stelle stehenbleiben. Als Gepäck hatte er einen Koffer an den Strand mitgenommen und wühlte darin herum. Er mußte achtgeben, daß ihm der Wind die Papiere nicht davontrug.

Der Arzt hatte die Knochen inzwischen zusammengesammelt und wie bei einem Puzzlespiel aneinandergelegt. Es fehlten einige, aber wir konnten deutlich erkennen, daß die Knochen zu zwei Leichen gehörten.

Also mindestens zwei Tote.

Leider hatten wir keine Kleidungsreste gefunden, und das war ungewöhnlich. Auch wenn eine Leiche lange im Wasser gelegen hat, sind meistens doch die Reste der Kleidung vorhanden.

Hier jedoch nicht.

Das wunderte nicht nur mich, sondern auch den Arzt. »Haben Sie eine Erklärung dafür, Doc?« wollte ich wissen.
»Nein.«
Ich trat die Zigarette aus. »Sie bleiben jedoch bei der Meinung, daß es sich hier um männliche Personen handelt?«
»Ja.«
Der Arzt war ziemlich schweigsam. Er strich wie die Katze um den heißen Brei um die beiden Skelette herum, schüttelte hin und wieder den Kopf und murmelte etwas, was keiner verstand.
»Lange können Sie noch nicht skelettiert sein«, meinte er.
»Wie lange?« fragte ich.
»Keinen Monat, vielleicht nur Tage. Und dann sind die Knochen so blank, als hätte man das Fleisch mit einer Säure vom Körper gelöst. Entschuldigen Sie den etwas zynischen Ausdruck.«
Ich winkte ab. »Ich weiß, daß Ärzte oft hart sind.« Das sagte ich so hin, denn mir war eine Idee durch den Kopf gezuckt.
Der Arzt hatte von einer Säure gesprochen. Jemand hatte mir in letzter Zeit doch schon mal etwas davon erzählt.
Wer war das nur?
Da fiel es mir ein. Dieser Kapitän, den ich getötet hatte, sprach davon, daß sich der Nebel noch verdichten würde und daß er dann wie eine Säure wirken würde.
Sollten diese Skelette, als sie noch lebende Menschen gewesen waren, vielleicht dem Todesnebel begegnet sein? Diese Vermutung war nicht so unwahrscheinlich, wie sie sich anhörte. Je mehr ich darüber nachdachte, um so überzeugter wurde ich von meiner Theorie.
Jetzt mußte mir Dr. Peters helfen.
Der Knabe hatte sich endlich hingesetzt. Er hockte auf einem Stein, hatte den Koffer auf seine angewinkelten Knie gelegt, hielt einen Schreibblock fest und gleichzeitig einen Taschenrechner, in dessen Speicherwerk er einige Zahlen tippte. Hin und wieder murmelte er etwas und wiegte den Kopf.
Als mein Schatten auf ihn fiel, hob er den Kopf und schaute mich irritiert an.
Ich lächelte. »Haben Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit, Dr. Peters?«
»Gleich. Ich will erst noch etwas errechnen.«
»Tun Sie das.«
Ich schaute aufs Meer. Es war stürmischer geworden. Die grüngraue Fläche wogte vor und zurück. An der Kimm sah ich die Umrisse eines Öltankers. Er fuhr auf das Festland zu. Der Himmel war wolkenbedeckt. Hin und wieder stießen ein paar Möwen daraus hervor und segelten dicht über die rollenden Wellen, wobei sie krächzende Laute ausstießen.
»Jetzt habe ich für Sie Zeit«, sagte Dr. Peters und rückte ein Stück zur

Seite. »Wollen Sie nicht Platz nehmen?«
»Danke, sehr freundlich.« Ich setzte mich.
Von der Seite her schielte mich Dr. Peters an. »Sie wollen sicherlich wissen, wie die Strömungsverhältnisse in diesem Teil des Meeres sind?«
»Genau.«
»Das habe ich bereits ausgerechnet.«
Ich war überrascht. Der Junge war fixer, als er aussah.
Er wies auf einen Zettel, den er mit Zahlen vollgekritzelt hatte.
Dazwischen sah ich einige Linien, und ich verstand erst einmal nur Bahnhof.
»Darf ich Ihnen erklären, wie…«
Ich hob die Hände, denn ich ahnte, was kam. »Um Himmels willen, machen Sie es nicht wissenschaftlich.«
»Wie denn?«
»So, daß es auch ein Naivling wie ich verstehen kann.«
»Nun ja, das wird schwer.« Er wühlte sein Haar durch. Es gab noch ein kleines Hin und Her, doch schließlich erklärte er mir den Verlauf der Strömungen so, daß auch ich Bescheid wußte.
Nach seiner Meinung konnten die Skelette von einem Platz ins Wasser geworfen sein, der ungefähr 200 Meilen entfernt in nördlicher Richtung lag.
»Aber nicht von der Küste«, sagte ich.
»Nein, das nicht.« Er lächelte. »Dann wären sie sehr schnell wieder angeschwemmt worden.«
»Gibt es in dem Gebiet denn Inseln?« hakte ich nach.
»Ja und nein.«
»Werden Sie bitte konkret.«
»Dort existieren Bohrinseln.«
Ich pfiff durch die Zähne. Mein lieber Mann, das war konkret.
Genauer ging's wirklich nicht.
»Zufrieden?« erkundigte sich Dr. Peters.
»Und wie.«
»Der Rest ist dann Ihr Job.«
»Klar, wir brauchen nur noch die Inseln der Reihe nach abzufahren«, sagte ich und stand auf.
Damit hatte ich nicht einmal gelogen. Ich wollte in der Tat dafür Sorge tragen, daß zahlreiche Bohrinseln in der Nordsee kontrolliert wurden. Und zwar aus der Luft. Dieser Nebel war nicht nur gefährlich, sondern höllisch. Falls Dr. Tod irgendeine Teufelei vorhatte, durfte er um Himmels willen nicht merken, daß wir ihm bereits auf der Spur waren. Und wegen hoch fliegender Flugzeuge, die mit Spezialkameras ausgerüstet waren, würde er sicherlich keinen Verdacht schöpfen. So dachte ich, als ich langsam den Strand hochschritt und den schmalen

Weg erreichte, wo mein Bentley stand. Ich wollte wieder zurück nach London fahren und dabei die Knochenteile mitnehmen, damit sie in unserem Labor untersucht werden konnten.

Der Arzt hatte die Teile freigegeben. Sie waren in einem Plastiksack verstaut worden, den ein Uniformierter in den Kofferraum lud. Ich klappte die Haube zu.

Dr. Peters kam noch einmal. »Ich wollte Ihnen etwas sagen, Mr. Sinclair.«

»Bitte.«

»Im Bereich der Bohrinseln herrscht, wie ich hörte, ziemlich mieses Wetter. Sie müssen schon mit Sturmböen rechnen und verdammt rauher See.«

Ich bedankte mich für die freundliche Warnung und stieg ein.

Eine lange Fahrt durch eine reizvolle Landschaft lag vor mir. Ich hoffte trotzdem, gegen Abend in London zu sein. Und dort wollte ich dann weitersehen.

***

Die Spitze der Klinge tupfte unterhalb des Adamsapfels gegen Mark Brennans Hals.

Brennan hatte Angst. Höllische Angst sogar, denn was er erlebt hatte, glich einem Alptraum. Die letzte halbe Stunde war ihm wie eine Szene aus einem Horrorfilm vorgekommen.

Grausam, unwirklich, schrecklich…

Das Schiff war mitten in den Nebel hineingefahren, und Brennan hatte sich noch auf Deck befunden. Er rechnete damit, ebenfalls von dem verdammten Nebel gefressen zu werden, doch das trat nicht ein. Er passierte den Nebel, als wäre dieser völlig normal.

Ein Phänomen, eine unerklärliche Sache – er wußte keine Antwort. Für ihn war das Ganze nicht mehr begreifbar, es lag jenseits des Verstehens. Er hatte alles auf sich zukommen lassen.

Das Schiff war an einem der Träger vertäut worden. Zwar bestand die Gefahr, daß hochlaufende Wellen den Kahn gegen den Träger schleuderten, doch dieses Risiko waren die Menschen eingegangen.

Menschen? Nein, Menschen waren das sicherlich nicht. Brennan wußte auch nicht, als was er sie bezeichnen sollte, denn auf den Begriff Dämonen wäre er nie gekommen.

Und vor ihm stand der Schlimmste von allen. Wenigstens dem Äußeren nach zu urteilen.

Ein riesenhafter Kerl, der nur noch einen Arm hatte. Den rechten.

Er war in dunkles, muffig riechendes Leder gekleidet mit einem dicken Brustpanzer. Sein Gesicht war hinter der Drahtmaske nur schematisch zu sehen, und Brennan hatte sogar geglaubt, einmal das Weißgelb irgendwelcher Knochen schimmern zu sehen.

Dabei wußte er nicht, daß Tokata, der Samurai des Satans, vor ihm stand und ihn durch sein gefährliches Schwert zur Bewegungsunfähigkeit verdammte.

Doch die anderen waren auch nicht besser.

Die Schwarzhaarige, die ihn gerettet hatte, sah zwar aus wie ein Engel, aber sie schien ein Herz aus Stein zu haben. So gefühlskalt kam sie Mark vor.

Dann war da noch die Frau mit dem Körper eines Tieres. Eine widerliche Mutation, vor der man sich auch fürchten konnte.

Den Kapitän oder Chef des Schiffes hatte er ebenfalls kennengelernt. Solo Morasso hieß er. Ein Mann mit Augen, in denen die gesamte Gnadenlosigkeit zu lesen stand, zu der er fähig war.

Ferner gab es auf dem Schiff noch einen kahlköpfigen Burschen, der Mark taxierte, als wollte er ihn jeden Moment töten. Unter seinem Blick fühlte sich der ehemalige Inselkommandant körperlich unwohl, denn er hatte etwas Sezierendes an sich.

Eine illustre Gesellschaft, in die er geraten war, denn mehr Personen gab es nicht auf dem Schiff. Keine Matrosen, nur die zwei Frauen und die drei Männer.

Und der gefährlichste von ihnen hatte sein Schwert gezogen und die Spitze gegen Brennans Hals gedrückt.

Mit dem Rücken stand Mark eng an die Wand gepreßt. Er hatte den Mund geöffnet und saugte nur ganz flach seinen Atem ein. Sie befanden sich bereits auf der Insel, in einem Raum unterhalb der ersten großen Plattform, dicht neben den Aufzügen. Dieser Raum diente als Lagerstatt für leere Ölfässer. Dementsprechend stank es hier unten auch. Eine trübe Hängelampe brannte an der Decke, die jedoch den größten Teil im Dunkeln ließ.

Der Samurai sagte kein einziges Wort. Er stand unbeweglich wie ein Denkmal und starrte den anderen nur an. Brennan merkte, daß die Spitze schon in sein Fleisch gedrungen war, denn ein kleiner Blutstropfen war aus der Wunde getreten.

Trotz der großen Gefahr, in der Mark sich befand, begann er doch zu überlegen. Er dachte darüber nach, was die anderen wohl mit ihm vorhatten.

Sie brauchten ihn, denn sonst hätten sie ihn schon längst getötet.

Aber wofür?

Mark nahm sich vor, nicht bei irgendeiner schmutzigen Sache mitzumischen. Das hatte er bisher noch nie getan, und das würde er auch nicht tun.

So jedenfalls lautete sein Vorsatz, doch er brauchte sich nur die vor ihm stehende Gestalt anzusehen, um schwankend zu werden.

Sicherlich würde er zahlreiche Mittel und Methoden kennen, um Gegner zum Reden zu bringen und gefügig zu machen.

Folter, zum Beispiel.

Und davor hatte Brennan Angst. Er war zwar ein harter Mann, dennoch haßte er körperliche Gewalt. Er selbst setzte sie nur ein, wenn es keine andere Möglichkeit mehr gab, lieber verhandelte er.

Aber die Männer auf diesem Schiff sahen ganz danach aus, als würden sie auf so etwas keine Rücksicht nehmen.

Der Unheimliche vor ihm sprach kein Wort. Vielleicht konnte er auch gar nicht reden, und Mark fragte sich, was das überhaupt für eine Person war.

Er wurde einer Antwort enthoben, denn im Hintergrund klangen Schritte auf.

Es kam jemand die Eisenleiter herunter. Schon fiel ein schwankender Lichtkreis auf den Boden, dann tauchte eine schattenhafte Gestalt auf, die eine Sturmlaterne in der Hand hielt. Wenn sie sich bewegte, tanzte auch der Lichtkreis.

Im nächsten Moment verschwand die Spitze vom Hals des Mannes. Mark atmete zum erstenmal seit langer Zeit richtig durch.

Es tat ihm gut.

Doch Tokata verschwand nicht. Er hielt sich im Hintergrund auf und beobachtete lauernd das Geschehen.

Der Mann mit der Lampe kam näher. Mark schaute in die Laterne hinein. Er wurde geblendet, und deshalb konnte er nicht viel sehen. Er glaubte jedoch, daß der Anführer dieser Bande, der Kapitän, ihm einen Besuch abstattete.

Seine Hand fuhr hoch zum Hals und wischte den Blutstropfen von der Kehle.

»Er hätte auch zustechen können«, hörte er Solo Morassos Stimme, »dann wären Sie jetzt einen Kopf kürzer. Ist Ihnen das bewußt, Mister?«

»Ja.«

Dr. Tod lachte. »Wie schön. Aber er hat nicht zugestochen, und das aus einem bestimmten Grund. Es macht mir normalerweise nichts aus, Leute töten zu lassen, aber Sie haben eine Aufgabe zu erfüllen, eine Funktion. Sie werden nämlich unser Alibi sein, das wir wiederum benötigen.«

Mark Brennan nickte.

»Sie sind Chef dieser Bohrinsel?«

»Ja.«

»Sie kennen sämtliche Funktionen?«

Mark nickte.

»Sie wissen auch über technische Details Bescheid? Wie man den gewaltigen Bohrer anstellt, zum Beispiel?«

»Das weiß ich, Sir.«

»Gut, dann werden Sie das in die Hand nehmen.«

»Sie… Sie wollen weiterbohren?« fragte Mark.
»Natürlich.«
Brennan war erstaunt und überrascht. Man hatte den Bohrbetrieb eingestellt, weil es sich nicht mehr rentierte. Zudem war die Insel technisch längst nicht mehr auf dem neuesten Stand. Sie sollte aufgegeben werden, und jetzt verlangte dieser Kerl, daß weiter gebohrt wurde.
Unmöglich.
»Das… das geht nicht«, machte er dem im Schatten stehenden Mann vor ihm klar. »Wir sind technisch gar nicht mehr so gut ausgerüstet. Außerdem finden Sie kein Öl mehr.«
»Reden Sie nicht!« zischte Dr. Tod. »Mir geht es nicht um dieses miese Öl. Ich weiß selbst, was mit der Bohrinsel los ist. Ich habe mich lange genug erkundigt. Ich will kein Öl, sondern etwas ganz anderes. Sie können mitmachen, Sie werden mitmachen, denn Ihnen bleibt keine andere Wahl. Weigern Sie sich, so wird Ihnen mein Diener Tokata den Kopf abschlagen.«
Die Worte waren lässig dahingesagt, aber sie machten Mark Brennan klar, daß er mit Gnade nicht zu rechnen brauchte. Deshalb nickte er. Und noch nie in seinem Leben war ihm eine Antwort so schwer gefallen wie jetzt.

***

Es gibt gewisse Bereiche, wo auch Scotland Yard Grenzen gesetzt sind. So mächtig die Polizeiorganisation auch ist, aber bei einigen Fällen muß auch sie auf die Hilfe anderer Organisationen zurückgreifen.
Wie jetzt.
Ich hatte über Autotelefon einen Kurzbericht an meinen Chef abgegeben. Natürlich wußte auch Sir James Powell von der Existenz des Todesnebels. Er unterschätzte die Gefährlichkeit ebensowenig wie ich.
»Ich werde alles veranlassen, John«, sagte er mir. »Sobald Sie in London sind, melden Sie sich bei mir. Wir warten auf Sie.«
Wir, hatte er gesagt. Sir James war also nicht allein. Dieser Fall zog Kreise. Und vor allen Dingen durfte nichts an die Öffentlichkeit dringen, denn wenn das geschah, war es aus. Dann wurde unsere Arbeit behindert, und eine Massenpanik war möglich. Gerade auf der Insel, wo der Nebel zum Herbst gehörte wie die Nudeln zu einem italienischen Gericht.
Auch ich fuhr in den Nebel hinein. Hinter Colchester, etwa Meilen vor London, lag er wie eine Wand. Ich mußte die Scheinwerfer einschalten und mit der Geschwindigkeit herunter. Dabei hoffte ich, daß der Nebel nur kurzfristig sein würde. Es war schon ein komisches

Gefühl, dort hineinzutauchen, aber alles ging glatt.

Ich hatte Glück.

Nach etwa zehn Meilen wurde die Sicht wieder klar, und ich konnte ohne Licht fahren.

Die Zeit saß mir im Nacken. Niemand wußte, wann Dr. Tod und seine Mordliga zuschlagen würden. Daß sie aktiv waren, dafür waren die Knochen ein schauriger Beweis.

Ich fieberte London entgegen. Auch ich hatte bereits einen Plan, der nur mit Hilfe der Luftwaffe und der Marine zu verwirklichen war. Und ich hoffte, daß ich diese Unterstützung bekommen würde.

Ich sehnte London herbei. Mit Einbruch der Dämmerung erreichte ich die Riesenstadt, wühlte mich durch den Verkehr und erreichte das Yard-Gebäude, als es schon längst dunkel war.

Dort wußte man Bescheid. Zwei Kollegen von der wissenschaftlichen Abteilung standen bereit und nahmen mir den Sack mit den Knochen ab. Sie wurden sofort ins Labor geschafft.

Ich aber fuhr hoch zu meinem Chef.

Überrascht blieb ich in der Tür stehen, als ich die Männer sah, die in Sir James' Büro versammelt waren. Hohe Militärs und ein Mann vom Geheimdienst, den ich schon mal gesehen hatte. Da fiel es mir ein. Es war Colonel Ryker, einer der Chefs vom Secret Service. Vor Jahren hatte ich den Mann mit dem Hamstergesicht und den stahlharten Augen kennengelernt. Dieser Ryker war ansonsten ein mickriges Männchen und machte einen arroganten Eindruck. Er war es gewesen, der mich damals auf die Totenkopf-Insel geschickt hatte, und jetzt gestattete er sich sogar ein Lächeln, als ich auftauchte. Anscheinend hatte sich seine Meinung über mich geändert, denn die Geheimdienstleute halten sich oft für den Nabel der Welt.

Ich wurde vorgestellt. Die Namen der Militärs vergaß ich. Es waren knochentrockene Führungstypen, für die alles Nichtmilitärische nur widerwillig geduldet wurde.

Sir James hatte sie bereits eingeweiht. Sie wußten auch über den Todesnebel Bescheid, und als ich meinen Bericht abspulte, verschwand die Skepsis aus ihren Gesichtern nicht. Sie glaubten mir nicht so recht. Kein Wunder, denn das Auftauchen des Nebels war rationell nicht zu erklären.

Trotzdem war es Sir James Powell gelungen, die beiden Männer von der Wichtigkeit des Auftrages zu überzeugen.

An der Wand war die Atlantikkarte projiziert. Und man hatte die Standorte der Bohrinseln mit Kreuzen markiert. Diese stählernen Ungetüme fanden sich vor allen Dingen im Nordatlantik, zwischen Norwegen und Schottland, aber auch weiter südlich existierten einige Inseln.

»Nach dem, was Mr. Sinclair uns mitgeteilt hat, müssen wir davon

ausgehen, daß sich die Nebelwolke irgendwo in der Nordsee befindet«, begann Sir Powell, nachdem ich Platz genommen hatte.

»Ich habe den Air-Force-General gebeten, die Bohrinseln zu überfliegen und fotografieren zu lassen. Die Auswertungen der Fotos liegen bereits vor, die Luftwaffe hat sich da sehr kooperativ gezeigt. Bitte, General Cloud, Sie sind an der Reihe.«

Der General räusperte sich und zog seine Uniformjacke glatt. »Es ist so«, sagte er, »wir haben, wie Sir James schon erwähnte, die Inseln überfliegen lassen, fotografiert und sind auch fündig geworden. Ich kann Ihnen mitteilen, daß die Insel Norway von einer Nebelwolke eingeschlossen ist.«

»Und wo liegt sie?« fragte ich gespannt dazwischen.

Der General bedachte mich mit einem ungnädigen Blick. »Ungefähr dort, wo nach der Meinung dieses Strömungsexperten die Knochen ins Meer gefallen sind.«

»Dann haben wir die Insel«, sagte ich.

»Ja, das schon«, gab Cloud mir recht. »Und die Bohrinsel ist auch ideal für einen Plan, wie ihn sich dieser Solo Morasso ausgedacht hat. Sie soll nämlich demontiert werden, und die Menschen sollen die Insel verlassen.«

»Haben Sie das?«

Der General war ein Zyniker. »Höchstens als Skelette«, erwiderte er.

Ich senkte den Blick, weil die Wut in mir hochstieg, und Sir Powell übernahm das Wort. »Wir haben sofort geschaltet. Ein in der Nähe liegendes Schiff der Navy hat sich bis auf zehn Meilen der Insel genähert und über Funk Kontakt aufgenommen. Die Männer auf dem Schiff bekamen sogar eine Antwort. Und zwar von dem Chefingenieur der Insel. Es meldete sich Mark Brennan. Auf Anfrage erklärte er, daß alles in Ordnung sei und man sich keinerlei Sorgen zu machen brauchte. Nach dieser Antwort zog sich das Schiff zurück.«

Das war eine Überraschung, mit der ich nie im Leben gerechnet hatte. Sir Powell sah es auch meinem Gesicht an, und er lächelte.

»Wir haben selbstverständlich weiterhin nichts unternommen, weil wir nicht sicher waren, ob dies nicht eine Falle ist, die man uns gestellt hat. Es kann durchaus sein, daß noch einige Leute leben und sich in der Gewalt des Solo Morasso befinden. Deshalb habe ich auch davon abgesehen, auf die Vorschläge der Militärs einzugehen. Keine Gewalt, daß heißt, keine Bomben oder Sprengkörper, bevor wir nicht genau wissen, wer sich alles auf der Insel befindet.«

Da hatte mein Chef mir direkt aus dem Herzen gesprochen.

Dieser Fall war viel zu gefährlich, um ihn so anzugehen, wie es sich die Militärs sicherlich vorstellten. Nein, da mußten wir höllisch achtgeben, daß nichts schieflief. Eigentlich war es, wie damals bei der Totenkopf-Insel, ein Einmannjob. Und wer kam dafür nur in Frage?

Ich.
Sir Powell fuhr fort. »Wir haben aber weiter über den Fall geredet, John, und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß Sie die Aufgabe übernehmen werden, die Insel sturmreif zu machen. Wir wissen nicht, weshalb sich Solo Morasso die Bohrinsel ausgesucht hat, wir können nicht einmal raten, aber Sie werden es herausfinden, John. Wenn wir wissen, wie viele Personen sich noch auf der Insel befinden und ob Geiseln darunter sind, dann erst werden wir etwas unternehmen.«
Ich war einverstanden, hatte aber noch Fragen. »Wie sieht es mit der Rückendeckung aus?«
»Die gibt ihnen die Navy, und natürlich auch die Luftwaffe. Sie werden ein leistungsstarkes Funkgerät mitnehmen und sich notfalls mit unseren Leuten in Verbindung setzen. Aber die Hauptarbeit müssen Sie allein leisten.«
Ich krauste die Stirn. »Ohne Suko?«
Da erwiderte Sir James Powell etwas sehr Richtiges. »Besitzt er ein Kreuz, und ist er gegen den Nebel gefeit?«
Nein, das war er nicht, soviel ich wußte. Auch Bill Conolly nicht.
Ich allein war es gewesen, der die Kirche von Grynexxa verlassen hatte und sich dem unheimlichen Nebel stellte. Bill Conolly, Suko, der Pfarrer und die Einwohner von Grynexxa waren in der Kirche geblieben und hatten dort gegen die Monster gekämpft, die aus dem Nebel gekommen waren. Der Nebel selbst hatte sie zum Glück nicht angegriffen, weil sie sich in einem Teil der Kirche versteckt gehalten hatten, wo er noch nicht hingekommen war.
»Wir haben uns auch schon Gedanken darüber gemacht, wie das alles vor sich gehen soll«, sagte mir mein Chef. »Sie werden von einem Kreuzer mit einem Hubschrauber starten. Der Pilot wird Sie in der Nähe der Insel absetzen, und Sie werden sich dem Bohrturm unter Wasser nähern. Sozusagen als Kampfschwimmer. Sind Sie damit einverstanden, John?«
Ich war es. Wir hatten nicht viel Zeit, und in der Kürze fiel mir wahrlich keine andere Lösung ein.
»Gut«, sagte der Superintendent, »dann wäre das geklärt.« Seine Stimme zitterte etwas. Er wußte selbst, welch eine Verantwortung er mir da aufgeladen hatte. Unter Umständen stand ich mutterseelenallein gegen die Mordliga und Dr. Tod.
Ein Himmelfahrtskommando. Vielleicht der schwierigste Auftrag, den ich bisher bekommen hatte.
Wohl war mir nicht dabei. Ich spürte jetzt schon im Magen einen Klumpen, der immer stärker wurde. Trotzdem schaffte ich es, ein optimistisches Lächeln aufzusetzen.
»Wird schon schiefgehen, Sir.« Und dabei tastete ich nach meinem Kreuz. Das durfte ich unter keinen Umständen verlieren, denn dann

war ich schutzlos, und meine Knochen würden irgendwann einmal an der Küste angeschwemmt werden.

Die beiden Offiziere reichten mir die Hand und wünschten mir viel Glück. Und verdammt, das konnte ich wirklich brauchen.

***

Solo Morasso, alias Dr. Tod, stand immer neben Mark Brennan. Die beiden Männer hielten sich auf der Brücke auf. Der Wind hatte nachgelassen, trotzdem wuchteten noch immer hohe Wellen gegen die vier Stützpfeiler der Insel. Es würde einige Zeit dauern, bis sich das Meer beruhigt hatte.

Durch die zerstörte Scheibe pfiff der Wind. Der Rahmen würde keinen neuen Glaseinsatz mehr bekommen, das stand fest. Mark hatte nur die Splitter beseitigt.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft. Das konnte doch nicht glattgehen, was die anderen vorhatten. Irgendwie würde man etwas merken, denn jetzt schon war ein Anruf erfolgt.

Eine reine Routineüberprüfung. Mark hatte abgehoben, und er wußte genau, was er zu sagen hatte.

Kein falsches Wort drang über seine Lippen, so daß Solo Morasso sich sehr befriedigt zeigte.

Noch hatte er seinen Plan nicht herausgerückt, und bei Mark steigerte sich die Spannung.

Er schaute nach draußen, wo noch immer der Nebel lag. Seiner Meinung nach war er nicht mehr so dick wie am Anfang. Ihm schien es so, als würde er sich auflösen.

Zudem war dieser Nebel anders. Mark glaubte, Figuren darin tanzen zu sehen, schaurige Geschöpfe, die der Hölle entstiegen waren, um Angst und Schrecken zu verbreiten.

Zweimal hatten sie Flugzeuge gesehen, die die Bohrinsel in großer Höhe überflogen. Das war auch alles. Niemand kam, um zu helfen, um nachzusehen, alles blieb ruhig.

»Gehen wir!« befahl Dr. Tod. In seinem Granitgesicht war keine Spur von Gefühl zu lesen.

»Wohin?«

Dr. Tod gestattete sich ein schmales Lächeln. »Sie sollen endlich in Ihre eigentliche Aufgabe eingeweiht werden«, erklärte er und verließ die Brücke.

Mark schritt hinter ihm her. Morasso war kleiner als er, und er wandte ihm den Rücken zu. Am liebsten hätte Mark diesen Verbrecher niedergeschlagen, doch er wußte auch, daß so etwas nichts einbrachte. Er war auf der Insel ein Gefangener, und die anderen würden sich furchtbar rächen.

So sah die Sache aus.

Vor einem der Fahrstühle blieb Dr. Tod stehen. Und wie aus dem Nichts tauchte eine riesenhafte Gestalt auf.

Tokata.

Er blieb neben Mark Brennan stehen, und dem Ingenieur lief eine Gänsehaut über den Rücken, als er zu ihm hinschielte.

Mit der rechten Hand zog Tokata die Eisentür auf. Sie war doppelt so breit wie die normalen Aufzugstüren, weil mit diesem Lift auch Material transportiert wurde.

»Steig ein!« erklang der Befehl.

Mark stolperte in den Fahrstuhl. Er hatte sich inzwischen umgezogen, trug jetzt einen dicken Pullover, eine Breitcordhose und einen Parka.

Der Aufzug ruckte und bockte, aber das hatte er schon immer getan. Mark lehnte an der Wand, streng bewacht von Tokata und Solo Morasso, die ihn keinen Augenblick aus den Augen ließen.

Morasso hatte Brennan auch den Grund dafür erklärt. Mark sollte keine Zeit haben, irgend etwas zu manipulieren. Schließlich kannte er die Bohrinsel am besten und konnte so manche Falle stellen. Das sollte ausgeschlossen werden.

Mit einem Ruck hielt der Fahrstuhl. Tokata riß die Tür auf, und Mark sah die Schwarzhaarige, die ihn aus dem Wasser gezogen hatte. Sie hatte eine Maschinenpistole lässig über ihre Schulter gehängt und lächelte spöttisch, als Marks Blick sie traf.

Brennan senkte die Augenlider. Das Weib hatte sich als Pamela Barbara Scott vorgestellt, und der Name war Mark nicht unbekannt.

Er stand auf den Fahndungslisten der Terroristenjäger. Die Scott, auch Lady X genannt, war eine der meistgesuchtesten Terroristinnen.

Sie hatte sich dem Verbrecher angeschlossen.

Hier unten befand sich das Herz der Bohrinsel. Die gewaltige technische Anlage, die nötig war, um den riesigen Bohrer in Betrieb zu setzen.

Auf den modernen Inseln lief das alles über Computer ab, aber hier mußte noch viel manuell gecheckt werden.

»Sie kennen sich ja aus«, sagte Dr. Tod.

Mark nickte. Der Bohrer hatte den Durchmesser eines Baumstammes. Wenn er sich einmal drehte und mit seiner ungeheuren Kraft den Meeresboden aufwühlte, war das schon gigantisch.

»Welcher Bohrer ist drin?« fragte Dr. Tod.

»Der Kernbohrer.«

Morasso nickte. Das war gut. Damit konnten sie den Meeresboden aufwühlen.

»Die genauen Zeichnungen sind greifbar?«

»Ja.«

»Dann holen Sie sie her.«

Mark Brennan trat auf einen Stahlschrank zu, suchte den passenden

Schlüssel und schloß auf.

Er kam mit einer Rolle zurück. Dr. Tod entfaltete sie mit ihm. Auf dem Papier war der Meeresgrund zu sehen. Und auch genau die Stelle, wo der Bohrer angesetzt hatte. Eine gewaltige Wanne war ebenfalls strichlinienhaft eingezeichnet.

»Da haben wir das Öl gefunden«, erklärte Mark. »Aber dann sind wir auf Stein gestoßen, es ging nichts mehr.«

Dr. Tod nickte zufrieden. »So ist es auch richtig.«

»Ich verstehe Sie nicht…«

»Das brauchen Sie auch noch nicht«, sagte Morasso. »Ich will nur eins wissen: Schafft dieser Bohrer es, auch das Gestein zu durchdringen?«

»Ja, er müßte es. Aber warum sollen wir. Ich meine…«

Barsch winkte Morasso ab. »Sie haben hier nichts zu fragen und auch nichts zu vermuten. Ich will, daß weitergebohrt wird, weil da unten etwas liegt, daß befreit werden muß.«

»Befreit?«

»Ja, dort gibt es nämlich einen Toten, den ich gern zum Leben erwecken möchte, denn dieser Tote liegt seit über 5 000 Jahren unter den Trümmern einer alten Stadt begraben, die hier einmal gestanden hat. Und der Tote kann weiterleben, wenn ich ihm den Pflock aus der Brust ziehe…«

***

Die See sah grau aus. Grau und aufgewühlt. Zwar hatte der Wind nachgelassen, dafür jedoch fiel ein feiner Sprühregen vom Himmel, der die Sicht verschlechterte. Die Soldaten auf dem Schiff trugen dicke Ölkleidung, als sie den Hubschrauber startklar machten. Er wurde noch einmal aufgetankt.

Ich stand ebenfalls an Deck und wärmte mir meine Hände an einem Teebecher.

Neben mir nuckelte der Pilot an seiner Cola. Er hieß Gordon Granada. Woher sein Nachname stammte, wußte er selbst nicht, denn beide Eltern kamen aus Blackpool, wie er mir beim ersten Kennenlernen treuherzig versicherte. Granada war ein schlaksiger, etwas cool wirkender Typ, dem alles egal zu sein schien. Dieser Mann konnte im Stehen schlafen, aber auch sofort wieder voll da sein, wenn es die Situation erforderte.

»Mieses Wetter«, sagte ich zu ihm und trank den Rest des Bechers leer.

Er nickte.

»Wir können aber trotzdem starten?«

Wieder sein Nicken.

»Können Sie auch sprechen?«

Noch einmal das Nicken.

O Gott. Was andere zuviel redeten, das redete er zuwenig. Nur gut, daß man ihn über seine Aufgabe bereits informiert hatte. Der Hubschrauber stand bereit. Es war eine wetterfeste Militärmaschine, keine kleine Libelle, wie sie von der Polizei bei der Verkehrsüberwachung benutzt wird. Er sah etwas unförmig aus. Nicht zuletzt durch die beiden zwischen den Schwimmern befestigten Zusatztanks. Denn auf zusätzlichen Treibstoff hatte ich nicht verzichten wollen.

Gordon Granada rülpste und stellte die Flasche weg. Dann schaute er in den Himmel und sagte genau das gleiche wie ich.

»Mieses Wetter.«

Ich sah ihm nach, wie er zu seiner Maschine stolzierte. Ein hochaufgeschossener Knabe mit schwarzen Haaren und einer so langen Nase, daß er den Spitznamen »Nose« erhalten hatte. Aber die Nase sollte ein verdammt guter Pilot sein, und darauf kam es mir schließlich an.

In letzter Zeit war ich des öfteren mit dem Hubschrauber geflogen. Da brauchte ich nur an Dr. Tods Schreckensinsel zu denken. Jetzt hatte er sich allem Anschein nach wieder auf einer Insel breitgemacht. Allerdings auf einer Bohrinsel, wobei ich mich fragte, was er da zu suchen hatte.

Ich würde es schon herausfinden.

Mit Waffen war ich gut bestückt. Ich trug mein Kreuz bei mir, die Beretta, den Dolch und die Dämonenpeitsche. Das alles hatte ich unter meiner Parka-Jacke verstaut.

Unser Plan sah folgendermaßen aus: Ich wollte mich doch nicht wie ein Kampfschwimmer der Insel nähern, sondern der Hubschrauber sollte zuerst einmal die Insel überfliegen und dann einige Meilen entfernt auf dem Wasser landen. Von dort wollte ich in ein Schlauchboot umsteigen, das mich mit Hilfe seines Außenborders zu der Insel brachte. Das alles sollte im Schutz der Dunkelheit geschehen, denn wir gingen davon aus, daß Dr. Tod und seine Vasallen sich hüten würden, die Insel zu beleuchten.

So etwas war zu gefährlich.

Wie es dann weiterging, wenn ich erst einmal die Insel erreicht hatte, das lag an mir. Sollte ich Hilfe benötigen, konnte ich per Funk die Royal Air Force oder die Navy herbeiholen.

Aber so weit waren wir noch nicht. Erst einmal war es ungeheuer schwierig, überhaupt die Insel ungesehen zu betreten. Und dann hoffte ich, daß sich das Meer beruhigte.

Der Commander persönlich erschien und meldete, daß alles startbereit wäre. Er hatte von höchster Stelle die Anordnung bekommen, mir jegliche Unterstützung zu gewähren.

»Danke, Sir!« sagte ich.

»Guten Flug!«

Ich nickte und ging los.

Die Soldaten auf Deck schauten mich an. Ich glaubte, in ihren Augen Mitleid zu lesen, aber das war wohl nur eine Täuschung.

Gordon Granada hockte bereits auf dem Pilotensitz und checkte die Instrumente durch. Er hatte sich den Kopfhörer übergestreift und beachtete mich nicht, als ich in den Hubschrauber stieg. Dafür mahlte er mit Begeisterung auf einem Kaugummi herum.

Er knurrte ein paar Worte in das vor seinen Lippen hängende Mikrofon und nickte zufrieden.

Ich schaute auf das Deck.

Ein Mann mit einer Flagge stand etwa 50 Yards entfernt. Der Sprühregen umwallte ihn wie eine graue Gardine.

Der Mann gab das Zeichen, und Granada startete. Der Rotor ruckte ein paarmal und lief dann rund.

Wir hoben ab, und für mich begann ein Flug ins Ungewisse…

***

London!

Ebenfalls ein trüber Tag. Dicke Wolken am Himmel, leichter Nieselregen, nasse Blätter auf den Straßen, die den Asphalt zur Rutschbahn machen konnten.

Das Wetter drückte auf die Stimmung der Menschen. Wer es sich leisten konnte, blieb zu Hause, denn bei diesen Temperaturen und Verhältnissen machte das Autofahren keinen Spaß.

Und wer da noch mit dem Motorrad fuhr, wurde bemitleidet. So wie Suko.

Der Chinese hatte seine Harley aus der Garage geholt, nach einem langen Telefongespräch mit Bill Conolly.

Beide waren zu dem Entschluß gekommen, daß Suko Bill Conolly besuchen sollte. Und das nicht allein. Shao hockte auf dem Sozius und umklammerte Sukos Hüften mit beiden Armen. Sie trug wie er dunkle Lederkleidung und hatte das lange, rabenschwarze Haar unter einem roten Sturzhelm verborgen.

Der Chinese fuhr durch London. Und er kam relativ zügig voran, weil er sich zwischen den Fahrzeugen durchschlängelte. Zeit hatte er nicht, denn wenn er und Bill noch etwas unternehmen wollten, dann kam es auf jede Sekunde an.

Suko hielt sich an die Verkehrsregeln, er wollte sich keines Vergehens schuldig machen, und als sie endlich vor dem Bungalow der Conollys hielten, glänzte ihre Kleidung vor Nässe. Auch auf den Helmen perlte das Wasser.

In der ruhigen, baumbestandenen Straße war schon viel Laub von den Bäumen gefallen. Es lag in den Rinnsteinen und auch auf der

Fahrbahn, ebenfalls auf dem Rasen der Conollys, der den künstlich aufgeworfenen Berg bedeckte.

Suko schellte am Tor. Er hörte Bills Stimme durch die Gegensprechanlage, dann glitt das Tor schon auf.

Im Schrittempo lenkte Suko die schwere Harley den Weg hoch.

Bill stand in der Haustür. Er sah den beiden lächelnd entgegen und rieb sich die Hände, weil es doch ein wenig kühl war.

»Kommt rein, Kinder.«

Sheila erschien ebenfalls zur Begrüßung. Sie trug einen weinroten Pullover und einen Rock mit breiten Streifen, in dem sich die Farbe des Pullovers wiederholte.

»Ich habe Kaffee gekocht«, lächelte sie und half Shao aus der Kleidung. Suko begrüßte sie mit Handschlag. Die Männer gingen sofort in den Livingroom, während Shao und Sheila sofort in der Küche verschwanden.

Bill und Suko setzten sich gegenüber. Der Reporter sah die Sorgenfalten auf dem Gesicht des Chinesen. Er konnte ihn gut verstehen, denn wie Suko, so war auch er mit in Grynexxa gewesen und hatte das Auftauchen des Todesnebels erlebt.

Der Reporter kam sofort zur Sache. »Warum hat er dich diesmal ausgelassen?«

»Zu gefährlich.«

Bill lächelte nur.

»Im Prinzip hat John recht«, gab Suko zu. »Es ist auch gefährlich, denn wir sind ohne Schutz. Nur sein Kreuz kann gegen die Kraft des Nebels angehen.«

»Das heißt, wir sollen hier sitzenbleiben.«

»Nein, ich möchte zumindest in der Nähe sein«, erwiderte Suko.

»Das habe ich dir ja am Telefon gesagt.«

Bill lächelte hintergründig. »Ich habe alles vorbereitet«, erklärte er. »Du weißt, es geht nichts über gute Beziehungen, und die habe ich nun mal. Für uns steht auf einem Flughafen an der Küste eine Maschine bereit, die wir nehmen können.«

»Heute noch?«

»Klar.«

»Und was sagt Sheila?«

»Nichts. Shao wird ihr Gesellschaft leisten. Wir müssen einfach zusehen, daß wir John den Rücken stärken. Weißt du überhaupt, wo diese Insel liegt?«

»Ja, John hat mir die Koordinaten gegeben.«

»Das ist gut.«

Die Frauen kamen mit Kaffee, doch die beiden Männer lehnten ab. »Wir müssen fahren, Darling«, sagte Bill und lächelte dabei.

Sheila nickte. Sie war ein wenig blaß geworden, noch immer hatte

sie große Angst um ihren Mann. »Willst du dich auch von Johnny verabschieden?«

»Laß ihn schlafen. Ich bin ja bald wieder zurück.«

»Hoffentlich.«

Wenig später saßen die beiden Männer in Bills Porsche. »Welche Waffen hast du?« fragte Suko.

»Nur die Silberkugel-Beretta.«

»Ich ebenfalls.«

»Verdammt wenig«, meinte Bill. »Wenn man bedenkt, was alles auf uns zukommen kann.«

Suko nickte. »Du sagst es, mein Lieber.«

***

Unter uns lag das Meer. Ich kannte inzwischen das Schauspiel schon, weil ich ein erfahrener Mitflieger bei Hubschrauberpiloten war. Und es interessierte mich heute besonders. Ich beobachtete nämlich das Spiel der Wellen.

Wie hoch schlugen sie? Schlecht aus meiner Position zu schätzen, aber an den hellen Schaumkämmen sah ich doch, daß der Wind immer noch kräftig blies.

Granada hatte den Kopfhörer nach hinten geschoben, so daß seine Ohren frei lagen.

Auch er schaute hin und wieder skeptisch nach unten. Dann schob er immer seinen Kaugummi von einem Mundwinkel in den anderen.

»Sieht nicht gut aus«, sagte ich.

Wieder nickte er.

Vielleicht hatte er seine Stimme verloren. Man konnte ja nie wissen. Er war allerdings ein Könner. Denn hin und wieder kamen Windböen und schüttelten die Maschine durch. Granada fing sie elegant ab, so wie ein guter Autofahrer, der durch Gegenlenken schwierige Aufgaben meistert.

Ich fühlte mich in dieser luftigen Höhe nicht besonders wohl.

Wenn man Land unter dem Hubschrauber sieht, hat man immer das Gefühl, noch einigermaßen sicher nach unten zu kommen, aber im Wasser landen zu wollen, ist verdammt riskant, denn eine Maschine kann schnell wegsacken.

Wir sahen die erste Insel.

Wie ein gigantischer, abstrakter Koloß tauchte sie im Dunst des Sprühregens auf. Sie schien mit der Spitze die tiefliegenden Wolken zu berühren, und die vereinzelt brennenden Lichter blinkten wie ferne Sterne.

»Das ist sie noch nicht!« rief ich.

»Ich weiß.«

Er konnte also doch reden. Ich war direkt froh. Dann verlangte er

noch die Karten und legte sie auf seine Knie. Er schaute einen Moment, nickte mir dann zu, so daß ich die Karte wieder wegnehmen konnte.

Dieser Pilot war schon ein Phänomen. Und dabei klebte immer ein etwas spöttisches Grinsen in seinen Mundwinkeln. Wir überflogen die Bohrinsel. In der Nähe wühlte sich ein Containerschiff auf die Insel zu. Schwer stampfte es durch die See.

Ich warf einen Blick auf den Kompaß.

Kurs Nord-Nordost.

Mitten hinein in die Nordsee. Auf der Karte waren auch die einzelnen Bohrinseln eingezeichnet, und ich wußte, daß die zweite, die wir anflogen, unser Ziel sein würde. Ein dichter Ring lag um die Insel. Daß heißt, er war nicht zu sehen, aber die Schiffe der Royal Navy sollten dafür sorgen, daß niemand von der Insel wegkam.

Ganz entfernt hatte ich die Hoffnung, daß wir die Mordliga vielleicht sprengen konnten. Denn wenn sich außer Mark Brennan keine anderen Geiseln auf der Insel befanden, würde ich das Signal zum Angriff geben, falls er mir gelingen sollte, Brennan zu befreien.

Die Zeit verstrich. Längst war die erste Bohrinsel hinter uns verschwunden. Weit vorn verschmolz das Grau des Meeres mit dem Grüngrau des Wassers.

Dort irgendwo mußte unser Ziel liegen.

In mir stieg die Spannung. Es war wirklich eine verdammt harte Sache, die mir bevorstand. Kein Wunder, wenn man da nervös wurde, denn auch ich bin nur ein Mensch. Und ich hatte schon Niederlagen einstecken müssen. Zuletzt gegen Mr. Mondo, der es tatsächlich schaffte, mich durch eine Injektion in einen Werwolf zu verwandeln. Eines meiner schrecklichsten Abenteuer.

»Die Insel«, sagte der Pilot.

Ich war in den letzten Minuten mit meinen Gedanken beschäftigt gewesen und hatte nicht auf das Meer geschaut. Nun jedoch blickte ich hinunter.

Ich sah sie, und ich sah sie doch nicht. Denn dort, wo die Insel liegen mußte, hatte sich der Dunst verdichtet.

Nein, das war auch kein Dunst, sondern Nebel.

Der Todesnebel…

Das sagte ich auch Gordon Granada. »Umfliegen Sie die Insel lieber«, warnte ich. »Auf keinen Fall in den Nebel hinein.«

Er lächelte spöttisch. »Haben Sie vielleicht Angst, daß ich gegen den Bohrturm fliege?«

»Nein.«

»Warum soll ich den Nebel meiden?«

»Weil es besser ist, zum Henker.«

»Okay, okay, ich hätte die Insel sowieso umflogen.« Er zog die

Maschine höher, damit sie in den Wolken verschwand. Dann mußte er wieder tiefer gehen, denn in den Wolken konnten wir überhaupt nichts mehr sehen.

Wir kamen aus südlicher Richtung. Irgendwie wirkte die Bohrinsel geisterhaft, und das nicht nur wegen des Nebels, sondern weil auch keine Lichter brannten. Bei den herrschenden Sichtverhältnissen waren die Inseln normalerweise beleuchtet, diese nicht.

Und das wunderte mich, denn damit lief Dr. Tod Gefahr, aufzufallen, doch das schien ihm nichts auszumachen. Ich fragte mich nur, was er auf dieser Insel wollte.

»Soll ich näher ran?« rief der Pilot. Ich nickte.

»Aber überfliegen, nicht?« Er grinste.

»Ja. Und geben Sie acht, daß Sie nicht in den Nebel geraten«, warnte ich ihn noch einmal.

Gordon Granada nahm die Sache viel zu wenig ernst. Aber wie hätte ich ihm auch begreiflich machen sollen, daß dieser über der Bohrinsel liegende Nebel gefährlich war?

Ich konzentrierte mich.

Von der Insel selbst war kaum etwas zu sehen. Der Nebel hüllte sie wie ein riesiger Wattebausch ein. Schemenhaft nur erkannte ich gewaltige Stahlträger oder Plattformen.

Wir flogen an.

Schräg rauschte der Hubschrauber auf die Bohrinsel zu. Die Nebelwolke wurde immer größer, gewaltiger, mein Herz klopfte schneller. War der Kerl denn wahnsinnig? Wollte er trotz aller Warnungen in den Nebel hineinrasen?

»Geben Sie acht!« brüllte ich.

Da zog er den Hubschrauber hoch. So steil und so schnell, daß sich mir fast der Magen umdrehte. Wir flogen über die Insel hinweg, ließen den Nebel unter uns.

Oder?

Ich peilte durch die Sichtscheibe und sah plötzlich, wie der Nebel förmlich explodierte. Eine dicke Wolke puffte auf, spritzte und schleuderte nach allen Seiten, und wie gewaltige Arme näherten sich zwei graue Schemen unserem Hubschrauber.

Gefahr!

Ich war sicher, daß der Hubschrauber uns nicht schützen würde, wenn der Todesnebel angriff.

»Weg!« brüllte ich.

»Was?«

Verdammt, zu spät!

Plötzlich sah ich die kreisenden, rotierenden Schleier dicht vor der Sichtscheibe, und ich wußte, daß der Todesnebel uns eingeholt hatte.

Jetzt sanken die Chancen rapide.

Hastig tastete ich nach meinem Kreuz, holte es unter dem Pullover hervor und versuchte, die in das Innere des Hubschraubers eindringenden Schwaden abzuwehren.
Zu spät.
Sie waren schon da.
Wie gierige Finger kamen sie. Ich spürte den Anprall des Bösen fast wie einen körperlichen Schlag. Sie wollten meinen Geist beherrschen, doch das Kreuz gestaltete sich als eine zu große Barriere.
Dafür fanden sie ein anderes Opfer.
Gordon Granada.
Er war dem verdammten Nebel hilflos ausgeliefert. Plötzlich hatten ihn die grauweißen Arme umfangen, sie krochen über seinen Körper, sein Gesicht und…
Der Pilot schrie.
Er spürte den Horror, denn was jetzt kam, war der nackte Alptraum, das Grauen schlechthin.
Granada versteinerte nicht, sondern wurde zum Skelett. Seine Haut löste sich auf.
Ich wollte ihm helfen, wollte das Kreuz auf seinen Kopf legen, es war schon zu spät.
Dr. Tods Horror-Nebel war zu einem erbarmungslosen Instrument der Rache geworden.
Noch hielten die Hände des Piloten den Steuerknüppel umklammert. Allerdings war die Haut auf den Knöcheln längst abgeplatzt, und die weißen Knochen standen hervor.
Ein schauriges Bild.
Gordon Granada befand sich fest in den Klauen der anderen Macht, des Bösen.
Er schrie, brüllte und tobte. Hockte weiterhin auf dem Pilotensitz und schlug wild um sich. Dann schleuderte er sich den Hörer vom Kopf und löste seinen Anschnallgurt.
Auch ich war noch angeschnallt und wollte ebenfalls los.
Dagegen hatte Granada etwas. Plötzlich warf er sich nach rechts, und ehe ich mich versah, krallten sich seine Knochenfinger um meine Kehle.
»Töten«, gurgelte er, »ich werde dich töten!«
Er war besessen, die Kräfte der Hölle hielten ihn unter ihrem Bann. Hinzu kam, daß der Hubschrauber jetzt noch steuerlos war und wir uns in der großen Gefahr befanden, abzustürzen.
Das schoß mir in Sekundenbruchteilen durch den Kopf, während ich in ein Gesicht starrte, das schon nichts Menschliches mehr an sich hatte.
Die Haut war dünn geworden. An der Stirn hatte sie sich bereits gelöst. Sie wurde zu einer schleimigen Masse, die langsam nach unten

floß.

Zuerst verschwand die Nase, dann fielen die Lippen ein, und ich sah die bleckende Zahnreihe.

Inzwischen wurde der Hubschrauber durchgerüttelt, als wäre er in Windböen geraten.

Verdammt, ich mußte freikommen, dann selbst steuern, um einen Absturz zu verhindern.

Aber das Monster hielt eisern fest. Schräg lag es auf mir. In den jetzt leeren Augenhöhlen gähnte die Schwärze und Grausamkeit des Alls.

Die Luft war mir knapp geworden, ich röchelte, hatte meine Finger um die Knochengelenke geklammert und versuchte mit allen Mitteln freizukommen.

Ich schaffte es nicht.

Eisern hielt er fest.

Da ließ ich meine Arme kurzerhand fallen und fühlte nach meinem Kreuz.

Ich bekam es in die rechte Hand, hob den Arm und führte das Kruzifix zwischen seinen würgenden Händen hindurch gegen sein Gesicht.

Diesmal hatte ich Erfolg.

Der mutierte Pilot schien in einem Lichtblitz zu explodieren.

Plötzlich war das Innere des Hubschraubers gleißend hell. Ein grauenhafter Schrei drang an meine Ohren, und unter meinen Fingern fühlte ich die Knochen zu Asche zerfallen.

Das Monster verging.

Der Kraft und der Macht des Kreuzes hatte es nichts entgegenzusetzen. Der Druck an meinem Hals verschwand. Ich konnte endlich wieder atmen und saugte die herrliche Luft in meine Lungen.

Die Helligkeit verschwand. Wo der Pilot gesessen hatte, lag nur noch ein Bündel Kleidung – und Staub.

Mehr nicht…

Ich erwachte zu einer fieberhaften Aktivität, löste erst einmal meinen Gurt und rutschte dann auf den Pilotensitz. Ich setzte mich kurzerhand auf die Kleidung und warf dabei einen Blick nach draußen.

Fast drohte mir der Herzstillstand.

Der Hubschrauber, die letzte Zeit steuerlos gewesen, raste auf die wogende, graugrüne Fläche zu und würde in wenigen Sekunden zerschmettert sein…

***

Die Insel erzitterte.

Die Schwingungen des gewaltigen Bohrers übertrugen sich wegen der guten Leitfähigkeit des Metalls auch auf die Anwesenden. Manchmal

schienen ihre Körper unter Strom zu stehen, so sehr wurden sie durchgeschüttelt.

Mark Brennan hob nur die Schultern.

»Was ist?« wollte Dr. Tod wissen. Er mußte laut rufen, um sich verständlich zu machen.

»Das Gestein ist verdammt hart. Wir müssen damit rechnen, daß der Bohrer bricht!«

Solo Morasso schaute Mark Brennan einen Augenblick lang kalt an. Dann sagte er: »Wenn das eintrifft, sind Sie ein toter Mann!«

Brennan zuckte zusammen. Er hatte die Worte wohl verstanden, und er wußte um deren Bedeutung. Ihm war klar, daß dieser Verbrecher sie auch in die Tat umsetzen würde, und seine Chancen sanken.

»Ich kann doch nichts dafür«, verteidigte er sich, doch Dr. Tod schüttelte unnachgiebig den Kopf. Für ihn war Brennan der Sündenbock.

Gemeinsam beobachteten sie einen Teil des gewaltigen Bohrgestänges. Lady X stand im Hintergrund und rauchte eine Zigarette.

Ihre Gestalt wurde von Nebelschleiern umwallt, und wenn Mark genauer hinschaute, dann glaubte er, innerhalb des Nebels schreckliche Fratzen und Gestalten zu sehen.

Er fürchtete sich. Noch stand er unter dem Schutz dieses Morasso. Aber er wußte auch, daß der Schutz nicht halten würde, wenn seine Aufgabe erfüllt war.

Eine verdammt schreckliche Zukunftsaussicht. Noch immer hatte Mark die Szene vor seinem geistigen Auge. Er sah, wie die Skelette sich ins Wasser warfen. All seine Freunde und Kameraden – tot…

Ein Schauer durchlief ihn, und Dr. Tods Stimme erst riß ihn aus seinen Gedanken. »Was ist? Schlafen Sie?«

»Nein, nein.«

»Achten Sie auf den verdammten Bohrer, denn wenn er Schwierigkeiten macht, lasten wir Ihnen das an.«

Mark nickte.

Es war nichts gebrochen, und die erste Schicht des Gesteins hatten sie bereits durchbohrt, aber noch lag eine Hälfte vor ihnen.

Würde der Bohrer halten?

Wenn ja, was erwartete sie tief unten im Meer? Dieser Morasso hatte von jemandem gesprochen, dem nur noch der Pflock aus der Brust gezogen werden mußte. Schon lange hatte er über die Worte nachgedacht und war zu dem Entschluß gekommen, daß es sich dabei nur um Vampire handeln konnte.

Vampire tötete man mit einem Pflock. Doch dieser Vampir schien nicht tot zu sein, trotz des Pflocks.

Wieder trafen sich seine und die Blicke der schwarzhaarigen Frau.

Sie lächelte spöttisch und auch arrogant. Von ihr hatte er keine Hilfe zu erwarten, obwohl Mark schon darauf spekuliert hatte, sie auf seine Seite zu ziehen.

Aber die Terroristin war Dr. Tod verfallen, regelrecht hörig.

Nein, seine Chancen waren gleich Null.

Von dieser Insel würde er nur noch tot kommen.

Plötzlich horchte er auf. Selbst durch das Hämmern des Bohrers hatte er das Motorengeräusch vernommen.

Ein Hubschrauber flog über die Bohrinsel.

Auch Dr. Tod hatte das Geräusch gehört. Seine Augen verengten sich, er warf Mark einen kalten Blick zu. »Was hat das zu bedeuten?« wollte er wissen.

Mark Brennan hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

Dr. Tods Augen verengten sich, und er ging einen Schritt vor.

»Lüge nicht, verdammt!«

Mark wankte zurück, wobei er beide Hände hob. »Nein, nein, wirklich. Ich habe damit nichts zu tun.«

Wie Dr. Tod und Lady X lauschte er auf das Motorengeräusch des Hubschraubers. Es wurde leiser, und als alle aufatmeten, schwoll es wieder an.

Dr. Tods Gesicht wurde zu einer bösen Grimasse. »Nein!« keuchte er. »Ich werde es ihnen zeigen!« Sein Gesicht schien im nächsten Augenblick zu erstarren. Jeder Muskel wurde ruhig. Man konnte das Gefühl haben, Solo Morasso wäre versteinert.

Nach etwa zehn Sekunden entspannte er sich wieder.

»Es ist alles klar«, sagte er.

Mark Brennan wollte wissen, was geschehen war.

Dr. Tod lächelte. »Ich habe mich auf den Todesnebel konzentriert«, erwiderte er. »Denn er ist mein Kind. Ich kann ihn lenken und steuern.«

»Und Sie haben ihn auf den Hubschrauber…«

»Ja.«

Brennan schüttelte den Kopf. »Unglaublich«, ächzte er, »einfach unglaublich.«

»Ich will hier keine Störung haben«, sagte Morasso hart. »Der Nebel wird sie fressen, und das soll auch für die anderen eine Warnung sein. Haben Sie das verstanden?«

»Ja.«

»Dann ist es gut. Ich hoffe nur, daß Ihr Bohrer hält, denn er muß freikommen. Die nächste Stunde wird entscheidend sein. Wenn es uns gelingt, ihn zu erwecken, um so besser. Gelingt es nicht, werden Sie sterben, Brennan.«

Mark gab keine Antwort. Er senkte den Blick. Dabei sah er wieder diesen riesenhaften Samurai, der sich in einer Nische verborgen hielt

und nur mehr zu ahnen war.
Dr. Tod blieb einige Sekunden wie überlegend stehen, dann drehte er sich um und schaute Mark an. »Sie wollten doch so gern wissen, weshalb der Bohrer das Gestein aufreißt?«
»Ja.«
»Ich zeige Ihnen etwas.«
Als Mark nicht voranging, winkte Dr. Tod hastig. »Kommen Sie, kommen Sie…«
Und die Frau machte eine Bewegung mit ihrer Maschinenpistole, sie war unmißverständlich.
Die Männer ließen das Bohrgestänge außer acht und gingen wieder zu den Fahrstühlen. Tokata folgte wie ein Schatten…
»Lange können wir nicht wegbleiben«, sagte Mark. »Sonst ist der Bohrer außer Kontrolle.«
»Ich weiß.«
Sie fuhren eine Etage tiefer, wo auch die Aufenthaltsräume der Arbeiter lagen. Die Leitenden schliefen hier ebenfalls. Allerdings in besseren Räumen.
»Gehen Sie in Ihr Zimmer!« wurde Mark befohlen.
Der führte den Schlüssel immer bei sich und öffnete die Tür. Sie schwang quietschend zurück und gab den Blick frei auf einen kärglich möblierten Raum, in dem das moderne Radio, das einzig ausgefallene Stück war.
Normalerweise.
Doch dann entdeckte Mark Brennan den auf dem Tisch stehenden Gegenstand, der durch ein Tuch verdeckt wurde. Trotzdem ahnte er die viereckigen Formen.
»Bleiben Sie an der Tür stehen!« befahl Dr. Tod.
Mark gehorchte.
Tokata hatte sich neben ihn aufgebaut. Die Hand lag auf dem Griff des Samurai-Schwertes.
Solo Morasso aber ging auf den Tisch zu, packte das Tuch an einem Zipfel und zog es mit einem Ruck ab.
Es war in der Tat ein Würfel, den das Tuch verdeckt hatte.
Aber was für einer!
Gläsern und an den Seiten leicht bläulich schimmernd. Er strahlte irgend etwas Geheimnisvolles aus, etwas, das Mark Brennan unangenehm berührte.
Sofort trat er einen Schritt zurück. Er, fürchtete sich plötzlich vor dem Würfel und hätte ihn um keinen Preis der Welt angefaßt.
Dr. Tod lachte. »Angst?« höhnte er und schritt auf den Tisch zu, wo der Würfel lag.
Brenann schwieg. Nur eine Gänsehaut rieselte über seinen Rücken.
Dr. Tod aber umfaßte den Würfel mit beiden Händen. »Er gehört

mir«, sagte er flüsternd. »Verdammt, er gehört mir. Er ist ein Geschenk der Höllentochter Asmodina. Verstehst du?«

Mark Brennan schüttelte den Kopf.

»Ich glaube dir«, lachte Dr. Tod. In seine Augen war ein irres Glitzern getreten. »Dieser Würfel birgt die Geheimnisse vieler Welten, man kann durch ihn schauen. Man kann ihn aber auch zum Guten einsetzen, wenn er in die richtigen Hände fällt. Jetzt jedoch gehört er mir, und ich spanne ihn für meine Zwecke ein. Sie haben sich bestimmt gefragt, woher der Nebel stammt, oder?«

Mark nickte.

»Der Würfel hat ihn geschaffen. Dieser kleine Würfel hier ist für den Todesnebel verantwortlich, denn er tut das, was ich sage. Mit ihm in den Händen bin ich mächtig, ungeheuer mächtig sogar. Und das werde ich dir beweisen.« Dr. Tod hob den Würfel leicht an und kippte ihn auf die Kante. »Sieh her!« flüsterte er.

Es war still geworden. Kaum jemand wagte zu atmen, als Solo Morasso den Würfel blitzschnell drehte.

Plötzlich rotierte er auf der Kante, drehte sich um seine eigene Achse und bildete durch diese schnellen Umdrehungen einen Kreis, in dem es auf einmal flimmerte und zuckte.

Ein bläulicher Schleier legte sich um den Würfel, und Mark hatte sekundenlang die Befürchtung, daß wiederum der mörderische Nebel entstehen würde.

Das geschah nicht.

Dafür kam der Würfel plötzlich zur Ruhe. Seine Bewegungen wurden schwächer, und im nächsten Augenblick blieb er liegen.

Dr. Tod lachte. »Jetzt«, sagte er, »jetzt siehst du es!«

Mark Brennan starrte den Würfel an. Er schaute auf die ihm zugewandte Seite, und seine Augen wurden immer größer.

Er sah in dem Würfel ein Bild.

Aber nicht er selbst oder Dr. Tod spiegelten sich darin, wie vielleicht anzunehmen war, sondern eine andere, völlig fremde Szene.

Der Meeresgrund, aufgewühlt durch einen Bohrer, durch den Bohrer der Insel. Er riß das Gestein auf, um an sein Ziel zu gelangen.

Ziel?

Ja, das Ziel war zu erkennen. Ungeheuer schwach nur, aber es war vorhanden.

Ein Gesicht schimmerte hindurch. Ein schreckliches Gesicht, das war jetzt schon zu erkennen. Aber auch der Hals und der Teil der Brust.

Und in der Brust steckte ein dicker Pfahl.

»Das ist er!« rief Dr. Tod. »Das ist Vampiro-del-mar, der Kaiser der Blutsauger und Nummer fünf meiner Mordliga!«

***

Ich hatte keine Zeit mehr, zu überlegen, denn jede Sekunde war kostbar. Zögerte ich, brachte mir das den Tod ein.

Ich warf mich nach links, enterte somit den Pilotensitz, und mein Blick flog über das Armaturenbrett mit seinen zahlreichen Anzeigetafeln und der Elektronik eines modernen Hubschraubers.

Zwar hatte ich schon einmal einen Hubschrauber geflogen, aber einen ganz anderen Typ. Was sollte ich machen?

Die Maschine trudelte weiter ab.

Der Rotor lief zum Glück, deshalb fiel sie nicht wie ein Stein dem Wasser entgegen. Der Nebel hatte sich inzwischen aus der Kabine verzogen, das spielte für mich keine Rolle, weil ich gegen ihn immun war, nicht aber gegen den Absturz.

Ich rief mir blitzschnell die Handgriffe ins Gedächtnis zurück, die Gordon Granada ausgeführt hatte.

Viel kam da nicht zusammen.

Er hatte den Steuerknüppel gehalten, ihn angezogen oder von sich weggestemmt.

Das versuchte ich auch.

Vorsichtig umfaßte ich das Gerät mit beiden Händen, ohne dabei die zahlreichen Instrumente aus den Augen zu lassen. Ich wollte es sofort sehen, falls irgendwo eine Warnlampe aufflackerte.

Das geschah nicht – es blieb alles ruhig. Und der Hubschrauber gehorchte meinen Bewegungen.

Langsam, unendlich langsam stieg er in die Höhe. Für mich zu langsam, denn die graugrüne Fläche mit den langen, schaumgekrönten Wellengängen kam immer noch auf mich zu.

Verdammt, wann gehorchte mir das Ding endlich. Ich geriet in leichte Panik, der Schweiß brach mir aus sämtlichen Poren. Ich hatte den Mund aufgerissen, atmete keuchend und zog das Steuer zu mir heran.

Der Vogel war zu schwerfällig. Ich schaffte es nicht. Und dann passierte es.

Plötzlich berührten die Schwimmer die Wasseroberfläche. Im selben Augenblick wurde ich hin- und hergeschüttelt. Ich war nicht angeschnallt, und mein Körper flog von einer Seite zur anderen.

Dabei starrte ich durch die breite Sichtscheibe, sah die gewaltigen Wellen vor mir, und die Angst wurde noch größer.

Das schaffst du nie! schrie es in mir. Du säufst ab!

Wieder das Schütteln. Ich fiel nach vorn, berührte mit der Brust das Steuer. Der Rotor über mir drehte wild durch. Unwillkürlich schrie ich auf, als ein Wellenberg den Hubschrauber überspülte.

In diesem Augenblick erstarb auch der Motor, und gleichzeitig fielen die Rotorenblätter in sich zusammen.

Es wurde ruhig.

Relativ still, bis ich das Klatschen der Wellen vernahm, die gegen die Maschine anliefen und sie zu einem auf dem Meer tanzenden Gegenstand machten.

Noch hielten die Schwimmer den Hubschrauber über Wasser, aber ich mußte raus, denn die Maschine neigte sich bereits bedrohlich auf die rechte Seite.

Ich konnte die Panik unterdrücken, verließ den Sitz und griff das mehr im Heck liegende Schlauchboot mit dem kleinen Außenborder. Es war eine Meisterleistung der Technik und so verpackt, daß man den Motor nicht sah.

Ich schleppte das Schlauchboot an den Ausstieg.

Wieder rollte eine Welle heran, überspülte die Schwimmer und klatschte gegen die rechte Seite des Hubschraubers. Die Maschine wurde durchgeschüttelt, Gischt wallte hoch und übergoß als Sprühregen die Maschine.

Jetzt hatte ich Luft.

Im rammte die Tür auf.

Im ersten Augenblick bekam ich Angst. Vor mir sah ich eine riesige Fläche mit hohen Wellen, und ich kam mir unendlich klein, hilflos und verloren vor.

Es half nichts.

Ich mußte hindurch.

Das Schlauchboot warf ich zuerst hinaus und hoffte, daß es nicht sofort abgetrieben wurde.

Es klatschte aufs Wasser, eine Welle hob es hoch, im nächsten Moment sprang ich.

Das Wasser der Nordsee war eisig. Als ich eintauchte, hatte ich das Gefühl, ein eiserner Ring würde sich um meine Brust legen. Ich strampelte mit Armen und Beinen, wühlte mich hoch an die Oberfläche und geriet in eine Welle, die über mir zusammenkippte.

Zum Glück hatte ich kurz zuvor tief Luft geholt. Nach endlos erscheinenden Sekunden sah ich wieder klarer und erkannte auch das Schlauchboot auf den Wellen.

Es hatte sich, seiner Funktion entsprechend, aufgeblasen. Dabei trieb es gar nicht weit von mir entfernt, ein paar Yards nur. In einem Pool ist es kein Problem, die zu überbrücken, aber ich befand mich inmitten der Nordsee.

Zwei Kraulstöße brachten mich an das Boot heran, so glaubte ich wenigstens, doch eine nächste Welle trieb es wieder von mir weg.

Verdammt. Ich biß die Zähne zusammen und kraulte weiter. Ich mußte es einfach packen, denn wenn ich das Schlauchboot nicht faßte, war ich verloren.

Mitten in der Nordsee, bei dieser Kälte und von Feinden umgeben, sanken meine Chancen.

Hart kämpfte ich gegen das Wasser an. Ich unterschwamm die Wellen, und meine Kleidung behinderte mich. Ich kam längst nicht so rasch voran, wie ich mir vorgenommen hatte.

Eine Welle hob mich hoch. Ich tauchte mit dem Kopf aus dem Wasser, sah vor mir das Schlauchboot und machte meinen rechten Arm lang. Die Hand klatschte auf den Wulst, ich packte fest zu und zog das rettende Boot zu mir heran.

Bevor mich die nächste Woge unter Wasser drücken konnte, hatte ich das Boot so weit erreicht, daß ich mich hineinhieven konnte. Im nächsten Augenblick hatte ich das Gefühl, in einem Fahrstuhl zu sitzen, so hoch wurde ich durch die anrollende Welle geschleudert, wobei es zwei Sekunden später in rasend schneller Fahrt in das Wellental hinunterging.

Ich hielt mich, spie Wasser aus, hustete und keuchte, dann aber ging es mir besser.

Ich setzte mich auf.

Ein erster Rundblick, während das kleine Boot zu einem Spielball der Wellen wurde.

Die Insel war weit genug entfernt. Sehen konnte ich sie kaum, da sie oft genug von den Wellenbergen verdeckt wurde und der Sprühregen die Sicht noch verschlechterte.

Auf allen vieren bewegte ich mich in das Heck des Bootes, um an den Außenborder zu gelangen. Ich wußte nicht, ob er die Kraft besaß, dem Meer zu trotzen, hoffte es aber.

Ich nahm die Leine zwischen drei Fingern, zog kräftig daran und betete, daß mich der Motor nicht im Stich ließ.

Er sprang an.

Ich schickte ein zweites Dankgebet zum Himmel, als ich das Knattern hörte. Es kam mir vor wie die reinste Engelsmusik.

Dann warf ich einen Blick zu dem Hubschrauber hinüber.

Noch befand er sich auf dem Wasser, da die beiden Schwimmer ihn hielten, doch er war schon so weit zur Seite gekippt, daß es nicht lange dauern würde, bis er absackte. Durch die von mir offen gelassene Ausstiegstür drang Wasser in das Innere der Maschine und füllte es fast völlig aus.

Immer mehr neigte er sich zur Seite. Ich mußte sehen, daß ich rasch genug wegkam, denn ich hatte keine Lust in den Strudel zu geraten, den der sinkende Hubschrauber verursachte.

Mein kleines Boot war weiterhin ein Spielball der Wellen.

Es war ein Wetter zum Heulen. Plötzlich nahm auch der Regen zu und fiel wie ein dichter grauer Vorhang vom Himmel.

Naß war ich schon, deshalb kam es auf ein bißchen mehr oder weniger auch nicht an.

Das Boot hatte es verdammt schwer, gegen die Wogen anzukämpfen.

Die Sicht auf der Bohrinsel verschlechterte sich immer mehr. Ich sah in den Regenschleiern überhaupt nichts mehr.

Ein Vorteil, denn dann konnten sie mich auf der Insel auch nicht entdecken.

Für eine Heizung hätte ich zwei Jahre meines Lebens gegeben, da jedoch keine vorhanden war, mußte ich frieren. Schon bald klapperte ich mit den Zähnen und bewegte meine Arme wie Windmühlenflügel, um wenigstens etwas Wärme zu produzieren.

Hinter mir hörte ich plötzlich ein Gurgeln und Schmatzen. Ich warf einen hastigen Blick zurück.

Der Hubschrauber versank.

Auch die Schwimmer hatten ihn nicht halten können, das Gewicht des einströmenden Wassers, addiert mit dem der beiden Zusatztanks, war zu groß.

Die Maschine verschwand. Und wo sie versank, stiegen zahlreiche Blasen an die Oberfläche, die sofort zerplatzten oder vom Strudel zerrissen wurden.

Irgendwie hatte ich ein komisches Gefühl. Dort versank ein Stück Hoffnung. Unser Plan, den wir mühsam ausgeknobelt hatten, war völlig durcheinandergeraten. Mit dem Tod des Piloten und dem Absturz hatte wohl niemand gerechnet.

Der Wind stand für mich günstig. Er trieb die Wellen auf das Heck des kleinen Schlauchbootes zu und mich damit in Richtung Bohrinsel. Was mich dort erwartete, konnte ich nicht einmal ahnen.

Ich wollte einen Versuch starten. Noch immer trug ich mein Walkie-talkie unter der Jacke. Hoffentlich hatte es das unfreiwillige Bad überstanden.

Ich holte es hervor, schob die Antenne aus der Öffnung, kickte einen kleinen Hebel hoch und meldete mich. Wir hatten ein Erkennungswort ausgemacht.

»Hallo Seeschwalbe! Hier Meernixe.«

Die Nixe war ich.

Sofort kam die Antwort.

»Was ist geschehen, Meernixe? Wir haben den Hubschrauber nicht mehr auf dem Radarschirm.«

Ich hatte eine trockene Kehle, als ich die Antwort gab. »Die Maschine ist abgestürzt.«

»Was?«

»Ja, es tut mir leid.«

»Und der Pilot?«

»Tot.«

Schweigen auf der anderen Seite. Dann die Stimme des Commanders. »Ist er ertrunken?«

Was sollte ich antworten? Sollte ich ihm sagen, daß der Nebel ihn

buchstäblich gefressen hatte?

»Ja, er ist ertrunken«, gab ich zurück.

»Und Sie?«

»Ich habe mich retten können.«

»Dann befinden Sie sich jetzt in Ihrem Schlauchboot?«

»Ja.«

»Und Sie haben es nicht geschafft, den Piloten auch noch hineinzuziehen?« erklang die skeptische Stimme.

»Nein!« Meine Antwort klang ziemlich schroff.

»Dann melden Sie sich wieder, falls sich etwas Neues ereignet hat«, sagte der Commander.

»Ja.«

Damit war die Verbindung unterbrochen. Ich hätte dem Commander gern etwas anderes gesagt, aber dazu war ich nicht in der Lage gewesen. Mit den Problemen mußte ich allein fertig werden.

Später sah die Sache anders aus.

Falls ich überlebte…

Die Wellen hatten mich inzwischen näher an die Bohrinsel herangetrieben. Ich konnte sie auch wieder mit bloßem Auge erkennen. Himmelhoch ragte das Gestänge aus den Regenschleiern.

Dieses wuchtige, moderne Bauwerk, das so überhaupt nicht in die See paßte und wie ein Fremdkörper wirkte. Unüberwindbar kam mir die Bohrinsel vor, und ich stellte mir die Frage, wie ich sie je entern sollte.

Um mich herum gurgelte und schmatzte es. Die Wellen krachten oft zusammen, Strudel und Strömungen entstanden, die das Schlauchboot von einer Seite zur anderen zerrten. Ich war heilfroh, den kleinen Motor bei mir zu haben.

Er trotzte zwar nicht den Wellen, aber ich kam besser voran.

Noch immer fiel der Regen. Die Wolken waren noch tiefer gesunken, so daß die oberste Spitze der Bohrinsel in dem unwirklich erscheinenden Grau verschwand.

Langsam bekam ich Herzklopfen, denn in den nächsten Minuten würden mich die Wellen unter die gewaltige Plattform spülen. Ich hoffte nur, daß ich nicht gegen einen der vier Pfeiler krachte, dann war es aus mit der Herrlichkeit.

Plötzlich wurden meine Augen schmal. Ich hatte unter der Plattform etwas entdeckt. Einen großen unförmigen Gegenstand, der auf dem Wasser schwamm, und als ich näher herangekommen war, erkannte ich das Schiff, das an einem Pfeiler vertäut war und von den Wellen auf und niedergedrückt wurde.

Ich kniete mich breitbeinig hin, um etwas besser sehen zu können. Wie kam das Schiff hierher?

Eine Antwort fand ich schnell. Damit mußten Dr. Tod und seine

Vasallen eingetroffen sein, bevor sie die Bohrinsel besetzten. Sofort stand mein Plan fest. Ich wollte das Schiff entern, mich dort umschauen, um dann auf die Bohrinsel zu gelangen.

Hoffentlich klappte es.

Ich kroch zum Heck, setzte mich und hielt das Steuer so, daß der Kahn in direktem Kurs gegen das am Pfeiler vertäute Schiff anlief.

Alles ging glatt, bis ich noch etwa 50 Yards von der Insel entfernt war.

Da geschah es.

Und es trat ohne Vorwarnung ein, so daß auch ich völlig überrascht wurde.

Plötzlich ertönte irgendwo in der Tiefe ein mächtiges Grollen.

Wie bei einem See- oder Erdbeben. Einen Augenblick später wurde links von mir die See so aufgewühlt, als hätte man Tonnen von Gestein hineingeworfen. Gleichzeitig bildeten sich gigantische Wellen, als hätte der Teufel seinen Rachen aufgerissen und das Wasser ausgespien. Gläserne Berge wuchsen hoch, mörderische Wassermassen, herausgeworfen aus gefährlichen Strudeln.

Mein Boot und ich wurden zu einem Spielball der Wellen. Wir wurden hochgeschleudert, und in einer verzweifelten Rettungsaktion warf ich mich auf den Bauch und versuchte, mich irgendwo festzuklammern. Die Wogenberge schlugen so hoch, daß ich fast bis gegen die erste Plattform geschleudert wurde.

Dann ging es in rasender Schußfahrt in ein Wellental, wo mich bereits die nächste anlaufende Welle erwartete.

Sie überschüttete mich und das kleine Boot.

Eine unvorstellbare, noch nie erlebte Kraft riß und zerrte an meinem Körper, unterspülte mich, schleuderte mich hoch und wuchtete mich aus dem Boot und hinein in die kochende gefräßige See…

***

Sie waren wieder zurückgegangen. Zuvor hatte Dr. Tod den Würfel noch abgedeckt.

»Ein fantastisches Instrument in der Hand eines wahren Meisters«, lobte er sich selbst.

Mark Brennan schwieg.

Dr. Tod hatte ihm allerdings nicht gesagt, daß ihm der Würfel nicht allein gehörte. Er mußte ihn praktisch mit Asmodina, der Teufelstochter, teilen. Das ärgerte ihn, denn mittlerweile war Solo Morasso zu der Überzeugung gekommen, daß Asmodina eigentlich überflüssig war. Er brauchte sie nicht, und Dankbarkeit kannte man im Reich der Dämonen sowieso nicht. Denn allein auf Asmodinas Drängen hin hatte der Spuk überhaupt Dr. Tods Seele freigegeben.

Wenn die Mordliga vollständig war, dann würde er sich intensiv mit

Asmodina beschäftigen, und er hatte da auch schon einen Plan.

Aber das war Zukunftsmusik. Erst einmal mußte Vampiro-del-mar erweckt werden, dieses gigantische, schwarzblütige Monster, das lange genug in den Tiefen des Atlantiks gelegen hatte.

Lady X wartete dort, wo auch das Bohrgestänge unter ihr im Eisenboden verschwand.

Der Bohrer arbeitete.

Noch…

Er lief längst nicht mehr so glatt wie zu Beginn. Das Gestänge ruckte und zitterte, die Spitze schien große Schwierigkeiten zu haben, in das harte Gestein zu gelangen.

Hatte sie sich festgebissen?

Dr. Tod schaute Mark Brennan scharf an. »Sie wissen, was geschieht, wenn wir es nicht schaffen?«

»Ja.«

»Dann wünschen Sie sich, daß die Spitze des Bohrers nicht abbricht.«

»Ich kann nichts dafür.«

Dr. Tod winkte schroff ab.

Lady X aber lachte. »Du scheinst doch große Angst vor dem Sterben zu haben, mein Junge, wie?«

Mark nickte heftig. »Das habe ich auch.«

»Es ist wie ein Pokerspiel. Vielleicht bleibst du am Leben, vielleicht auch nicht.«

Mark Brennan gab keine Antwort. Er hatte den Bohrer im Augen behalten und merkte plötzlich, daß er nicht mehr so stockend lief, sondern ruhiger.

»Geschafft«, sagte er schnell.

»Was ist geschafft?« wollte Dr. Tod wissen.

»Der Bohrer ist durch.«

»Wirklich?«

»Ja, er läuft sehr glatt und ruhig.«

»Dann stopp ihn!« schrie Morasso. »Los, halte ihn an. Ich will nicht, daß er den Vampir noch durchbohrt.«

Mark Brennan tat, was man ihm befohlen hatte. Zum Glück war alles so technisiert und durchrationalisiert, daß er den Bohrer mit wenigen Handgriffen an der großen Schalttafel zur Ruhe bringen konnte.

Er ruckte noch ein paarmal, dann stand er still.

»Tokata!«

Der Samurai kam sofort, nachdem Dr. Tod ihn gerufen hatte.

»Du wirst ihn holen!«

Tokata nickte. Er machte kehrt und verschwand.

»Was geschieht jetzt?« fragte Mark Brennan.

»Tokata taucht in die Tiefe und holt Vampiro-del-mar aus seinem Grab. Das ist alles.«

Mark schüttelte den Kopf. »Aber das geht nicht. Das ist unmöglich. Diesen Druck hält niemand aus.«

Solo Morasso stieß ein kicherndes Lachen aus. »Tokata lag Jahrhunderte unter Tonnen von Gestein begraben, und es hat ihm nichts ausgemacht. Er ist kein Mensch, verstehen Sie?«

Mark Brennan nickte nur, obwohl er es nicht verstand. Aber seit einigen Stunden begriff er überhaupt nichts mehr…

***

Ich kam mir vor wie in einer Zentrifuge. Wurde hochgeschleudert, gedreht, gerüttelt und gestoßen.

Dann stieß ich ins Wasser.

Ich merkte es kaum, hielt nur die Luft an und versuchte, möglichst kein Wasser zu schlucken.

Um mich herum tobte die Hölle.

Eine kochende, mörderische, gewaltige Hölle aus Wasser, Gischt und Strudeln. Ich wußte nicht, wo oben noch unten war und verlor jegliche Orientierung. Und gleichzeitig auch den Willen zum Überleben. Mir war alles egal, für mich gab es nichts mehr auf der Welt, nur diese verdammte Wasserhölle.

Instinktiv ruderte ich mit den Armen. Es war das gleiche, als würde eine Mücke gegen den Elefanten kämpfen, wobei ich die kleine Mücke war.

Auf einmal war alles vorbei. Wie aus einem gierigen Schlund wurde ich ausgespien, hoch in die Luft, wo ich den Mund aufriß und atmen konnte.

Danach klatschte ich wieder in die Wellen. Aber diesmal war ich nicht so unvorbereitet, da ich wußte, was auf mich zukommen würde. Tief tauchte ich ein, streckte meinen Körper und stieß in einem Bogen der Oberfläche entgegen.

Mein Kopf tauchte auf.

Wieder riß ich den Mund auf und saugte meine Lunge voll mit Luft. Wenige Sekunden hatte ich Zeit, mich umzusehen.

Die gigantische Welle hatte mich unter die Plattform gespült, wo ich im Augenblick relativ sicher war, denn zahlreiche Wogen wurden von den Pfeilern gebrochen. Hier jedenfalls konnte ich besser schwimmen als weit draußen.

Wo war mein Boot?

Verschwunden. Ich sah es nicht mehr. Das Meer mußte es gefressen haben.

Es blieb mir keine andere Möglichkeit, als aus eigener Kraft freizukommen.

Ich mußte – und das war die einzige Chance – auf das Schiff.

Aber wie hochkommen, wenn die Wellen mich hin- und herwarfen

wie einen Spielball?

Auf und nieder wurde ich getragen. Mal befand ich mich in der Nähe der Bordwand, dann riß mich eine Woge wieder weg. Ein ewiges Wechselspiel. Ich erkannte an der Backbordwand eine Leiter. Sie war in das Metall eingelassen. Wenn ich sie erreichte, war das schon die halbe Miete.

Wieder rollte eine Welle an. Diesmal höher als die anderen. Sie hob mich hoch, ich hatte für einen Moment die Befürchtung, gegen die Bordwand geworfen zu werden, doch im nächsten Augenblick riß mich die Welle wieder zurück.

Und diesmal begann ich zu schwimmen. Ich kämpfte wütend und verzweifelt gegen die zurücklaufende Welle an, kraulte wild und schaffte es in der Tat, nicht wieder völlig zurückgerissen zu werden. Ich fing mich gut, und bevor die nächste Woge anrollte, schwamm ich auf die Leiter zu.

Die Welle überholte mich, prellte mich vor, ich sah die Wand riesengroß auftauchen und machte beide Arme lang.

Dann packte ich zu.

Und ich hatte Glück.

Meine beiden Hände erfaßten die Leiter. Sie klammerten sich um eine Sprosse in genau dem Augenblick, als mich die Ausläufer der Welle packten und nach vorn schleuderten.

Ich prallte gegen die Bordwand.

Instinktiv zog ich den Kopf ein, spürte den Schlag an der Stirn und den beißenden Schmerz. Doch eisern hielt ich mich an der Sprosse fest. Ich wollte jetzt nicht loslassen.

Die Woge rollte zurück.

Und wie sie das machte.

Ihre Geschwindigkeit und Kraft wirkte wie ein Saugnapf, der an meinem Körper riß und zerrte. Ich wurde zurückgeschleudert und hatte Mühe, mich an der Sprosse festzuklammern.

Das Meer wollte mich, sein Opfer, nicht aus den Krallen lassen.

Es zog und zerrte. Saugend, schmatzend und gurgelnd glitten die Wassermassen nach einer mir schier endlos erscheinenden Zeit wieder zurück, und ich hing noch immer an der Sprosse.

Geschafft!

Allerdings war ich ziemlich ausgelaugt. Es kostete Mühe und Qual, mich an die Leiter heranzuziehen, und mehr Mühe kostete es, die Sprossen hochzuklettern.

Schon kam die nächste Welle.

Ihr konnte ich nicht mehr widerstehen, das war mir klar. Irgendwie erreichte ich die Bordwand und ließ mich genau in dem Moment über die Reling fallen, als die Welle gegen das Schiff donnerte.

Gischt wallte hoch, Wasser lief über, quirlte auf Deck, bildete dort

kleine Strudel und lief wieder ab.

Ich aber hatte mich endgültig in Sicherheit gebracht. In vorläufige jedenfalls. Dabei ging ich von der Voraussetzung aus, daß sich keiner meiner Feinde auf dem Schiff aufhielt. Ich gönnte mir eine Pause, um Atem zu schöpfen.

Dann stemmte ich mich langsam hoch. Der Kahn war wirklich kein Schmuckstück, aber das hatte ich auch nicht erwartet. Ich tastete meinen Körper ab, die Knochen waren heil. Bis auf die kleine Platzwunde an der Stirn konnte ich keinerlei Verletzungen feststellen. Allerdings traf mich der Schreck, als ich bemerkte, daß ich mein Walkie-talkie verloren hatte.

Es mußte mir während der verrückten Schwimmerei aus der Tasche gerutscht sein, vielleicht hatte ich es auch nicht richtig eingesteckt. Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Ändern konnte ich nichts mehr.

Über die Reling hinweg schaute ich aufs Meer. Es hatte sich wieder beruhigt.

Aber was war geschehen? Welch einen Grund hatte es für dieses gigantische Aufwühlen gegeben?

Eine Frage, auf die ich noch keine Antwort wußte. Vielleicht fand ich auch nie eine.

Ich sondierte die Lage.

Über mir sah ich die untere Seite der ersten Plattform. Sie war gewaltig und erinnerte mich an einen Himmel aus Metall. Mein Blick glitt hinüber zu der großen Säule, an der das Schiff vertäut lag.

Dort sah ich eine Leiter.

Über sie konnte ich auf die Bohrinsel gelangen.

Vorerst jedoch mußte ich meinen Plan verschieben, denn von der ersten Plattform aus hechtete eine riesige Gestalt in die schäumenden Wellen. Obwohl ich sie nur kurz gesehen hatte, erkannte ich sie.

Es war Tokata, der Samurai des Satans!

***

Tokata tauchte ein.

Er hatte seinen festen Auftrag von Dr. Tod bekommen, und er würde ihn auch durchführen.

Tokata sollte auf den Grund des Meeres tauchen und von dort aus Vampiro-del-mar an die Oberfläche holen. Für einen Menschen eine Sache ohne Überlebenschance.

Tokata war kein Mensch, er war ein Zombie, eine Bestie, mörderisch, erbarmungslos und gefährlich. Je tiefer er tauchte, um so ruhiger wurde die See. Danach umgab ihn nur noch die Stille der Tiefe.

Obwohl er nur einen Arm hatte, den rechten, bewegte er sich geschmeidig voran. Sein schwarzer Körper verschmolz mit der

Dunkelheit der Tiefsee. Fische schwammen erschreckt davon, wenn sie die große Gestalt entdeckten.

Immer tiefer tauchte der Samurai.

Und immer dunkler wurde es.

Tokata allerdings fand sich auch in der Finsternis zurecht.

Haargenau wußte er, wo er hinzuschwimmen hatte.

Die Sicht wurde immer schlechter. Dazu trug nicht nur die Finsternis bei, sondern auch der aufgewirbelte Staub und Dreck, der im Wasser schwamm. Tokata allerdings fand mit traumwandlerischer Sicherheit sein Ziel.

Er schwamm schnell. Seine Beine bewegten sich im gleichen Rhythmus, so daß er wie ein Pfeil in die Tiefe stach.

Dann hatte er sein Ziel erreicht.

Schemenhaft war der gewaltige Bohrer zu erkennen, wo er sich im Boden festgehakt hatte. Die Umgebung sah aus wie nach einem Erdbeben. Überall lagen gewaltige Gesteinsbrocken auf dem Meeresgrund herum, als hätte ein Riese sie aus dem Verbund gerissen und voller Wut weggeschleudert. Die Steine türmten sich auf- und übereinander. Sie bildeten regelrechte Formen und Figuren, waren aber auch hinderlich für Tokatas Suche.

Doch er machte kurzen Prozeß. Die Steine, die ihn hinderten, räumte er zur Seite. Daß er zentnerschwere Felsbrocken so kurzerhand wegschaffte, bewies, wie gewaltig seine Kräfte waren.

Er schaufelte und räumte sich den Weg frei. Wo Vampiro-del-mar lag, das wußte er genau.

Plötzlich kippte über ihm eine Platte zur Seite. Sie fiel ganz langsam nach unten. Tokata merkte es nicht, dann wuchtete die Platte gegen seinen Rücken.

Der Samurai wurde auf den Boden gedrückt. Sand wallte hoch, als die Platte zur Seite rollte, während Tokata sich dennoch drehte und sie wegstemmte, als wäre sie nur ein lästiges Steinchen.

Dieser Untote besaß eine urwelthafte Kraft, vor der man sich fürchten konnte.

Mit der bloßen Hand wühlte er den Meeresboden auf.

Er arbeitete schnell und geschickt, kannte keine Pause, denn bei ihm gab es keinen Kräfteverschleiß wie bei einem normalen Menschen. Und er kam rascher voran als ein Mensch mit zwei Händen.

Irgendwie glich Tokata einer Maschine, aber einer gefährlichen Mordmaschine.

Verbissen schaufelte er ein Loch und schleuderte Sand und Steine so weit weg, daß nichts mehr nachrutschte. Der Bohrer befand sich ein ganzes Stück entfernt, er behinderte den Samurai nicht im geringsten.

Der Bohrer und das leichte Seebeben hatten bereits den größten Teil des Schuttes entfernt, der das Grab des Vampirs schützte.

Wahrscheinlich hatte die Kraft des Bohrers die Materie so verändert, daß es zu dieser Verschiebung gekommen war. Und zwar so stark, daß man sie an der Oberfläche noch bemerkte.

Plötzlich hielt Tokata inne.

Er war auf eine dunkle Steinplatte gestoßen. Eine Teufelsfratze war darauf abgebildet. Blutrot und schaurig anzusehen. Sie hatte die lange Zeit überdauert und war nicht verwischt worden. Sie sah so aus, als wäre sie erst vor wenigen Tagen frisch gemalt worden.

Der Samurai des Satans befand sich dicht vor dem endgültigen Ziel. Es gelang ihm, die gesamte Felsplatte vom Sand und auch vom Geröll zu befreien. Dann sah er auch den steinernen Griff in der Mitte der Platte.

Die Finger der rechten Hand krallten sich darum.

Tokata wartete noch ein paar Sekunden und riß danach die Platte hoch. Mit einer einzigen Bewegung schaffte er dies, und man konnte diese Arbeit schon als phänomenal bezeichnen.

Vampiro-del-mar war befreit.

Sofort strömte das Wasser in den steinernen Sarkophag, in dem der Vampir auf dem Rücken lag.

Er bot ein schauriges Bild. In der Größe hatte er Tokata erreicht.

Doch sein Körper war knochiger. Die weißgrün schimmernde Haut war an einigen Stellen aufgerissen, so daß die Adern und Knochen hindurchleuchteten. Das unförmige Gesicht mit den kugeligen Augen war eine einzige Fratze.

Und mitten in seiner Brust steckte der gewaltige Pflock. Ungefähr so dick wie der Stamm einer Birke. Etwa eine Armlänge ragte er aus der Brust hervor, und noch im Todeskampf hatte der Riesenvampir beide Fäuste um den Pflock gekrallt.

Er bot ein Bild des Schreckens.

Nicht für Tokata, denn schließlich sollte Vampiro-del-mar sein Verbündeter werden.

Der Samurai des Satans bückte sich und griff mit beiden Händen in den uralten Sarkophag. Er klemmte seine Finger unter die Schulterblätter des Vampirs und hob ihn an.

Es war ein leichtes für den riesenhaften Samurai, den Untoten aus dem Sarkophag zu hieven. Als er es geschafft hatte und sich umdrehte, geriet links von ihm die gewaltige Felswand plötzlich ins Rutschen. Tonnenschwere Gesteinsmassen flossen auf den jetzt offenen Sarkophag zu, füllten ihn, verdrängten das Wasser, und es schien, als wollten sich die Schleier des Vergessens über diese schaurige Grabstätte legen.

Tokata aber schwamm mit seiner Last langsam der Oberfläche entgegen…

***

Ich nieste.
Verdammt, ich hatte es einfach nicht mehr aushalten können.
Und dieses Niesen war wie eine Explosion, die sich einfach Luft machen mußte.
Danach ging es mir besser. Ich bekam wieder etwas besser Luft und konnte auch durch die Nase atmen. Eine Erkältung hatte ich mir zumindest geholt, das stand schon mal fest. Hoffentlich kam keine Grippe oder Lungenentzündung hinzu, denn so etwas hatte mir gerade noch gefehlt.
Zudem hatte ich langsam die Nase vom Meer voll. Zu oft hatte ich in letzter Zeit im Wasser gelegen, und wenn es nur der Tümpel einer norddeutschen Moorlandschaft gewesen war, als ich den Zyklop des Teufels jagte.
Ich befand mich in einer Zwickmühle. Tokata war sicherlich nicht ohne Grund getaucht. Er schien eine Aufgabe bekommen zu haben, vielleicht sollte er irgend etwas aus dem Meer holen, wer konnte das schon wissen?
Auf jeden Fall wollte ich warten, bis er wieder auftauchte.
Deshalb traute ich mich auch nicht, meinen Beobachtungsplatz zu verlassen, um das Schiff zu durchsuchen, denn wenn Tokata dann erschien, war ich der Gelackmeierte.
Die Minuten vergingen.
Zwischendurch warf ich immer einen Blick auf die am Träger hochführende Leiter. Es konnte sein, daß Dr. Tod oder einer seiner Vasallen dort auftauchte. Und die sollten mich nun nicht gerade überraschen.
Es blieb alles ruhig.
Ich dachte auch an den Commander und seine Leute. Was würden sie wohl unternehmen, wenn sie gemerkt hatten, daß ich mich nicht mehr meldete?
Hoffentlich hielten sie sich noch zurück.
Wieder schaute ich aufs Meer.
Graugrüne Wellen, Regen, Schaumkämme, Ölpfützen. Wahrlich kein Bild für eine Postkarte.
Und dazwischen ein Kopf.
Tokata!
Er tauchte auf.
Plötzlich stand ich unter Strom. Ich preßte die Lippen zusammen und schaute zu dem Monster hin, das sich jetzt rücklings auf die Wasseroberfläche legte und sich mit den Beinen voranbewegte. Das hatte seinen Grund.
Tokata brachte Beute mit. Ich konnte leider nicht erkennen, wen oder was, aber daß er etwas im Schlepp hatte, war sicher.
Am liebsten hätte ich mein Kreuz genommen und es ihm gegen den

Körper geworfen, aber bei diesem Seegang war es fraglich, ob ich überhaupt traf.

So mußte ich mich leider in Deckung halten. Und einen Nahkampf im Wasser konnte ich nicht riskieren. Dafür war auch, da bin ich ganz ehrlich, meine Angst zu groß, denn auch ich hänge am Leben und werfe es nicht einfach weg.

Tokata schwamm nicht auf das Schiff zu, was mich einigermaßen beruhigte, sondern auf die an der Säule befestigte Leiter. Dort wollte er also nach oben klettern.

Wie ein Luchs seine Beute, so behielt ich ihn im Auge, sah, daß er seinen Körper aus dem Wasser wuchtete und dabei etwas nachzog.

Leider trübten der Wellengang und der schräg fallende Regen die Sicht, aber es schien sich ebenfalls um eine große Gestalt zu handeln.

Groß wie Tokata selbst.

Wer war das? Ein zweites Ungeheuer von Tokatas Sorte? Hatte sich Dr. Tod einen weiteren Verbündeten holen lassen?

Es wies alles darauf hin.

Tokata kletterte mit seiner Last die Leiter hoch. Jetzt sah ich ihn deutlicher. Über seiner rechten Schulter lag die riesige Gestalt. Ihr Oberkörper war weit nach vorn gebeugt, und Tokata hatte Mühe, die Beute im Gleichgewicht zu halten.

Er schaffte es.

Dann war er so weit entfernt, daß ich ihn nicht mehr sehen konnte. Zu dicht fiel der Regen.

Aber ich hatte genug gesehen. Vor allen Dingen genug, um neugierig zu werden. Ich mußte wissen, wen Tokata da aus den Tiefen des Meeres befreit hatte.

Dazu mußte ich auf die Bohrinsel.

Ich lief quer über das Schiff, damit ich dorthin kam, wo ich über die Reling hinweg an die Leiter gelangen konnte.

Das war schwierig, denn der Kahn lag nicht still. Er schwankte hin und her, die Wellen klatschten gegen ihn, und ich konnte wirklich nur mit einem Sprung die Leiter erreichen.

Dazu paßte ich mich den Wellenbewegungen genau an. Dann versuchte ich es.

Absprung!

Für Sekunden hatte ich Angst, es nicht zu schaffen, bis mein Körper schmerzhaft gegen die Leiter prallte, und ich fest mit beiden Händen zugriff.

Ich bekam die Sprossen zu fassen.

Eisern hielt ich fest. Meine Knie taten mir weh und mein Brustkorb auch. Aber das ließ sich alles ertragen, gebrochen war nichts.

Wie zuvor Tokata, so kletterte auch ich die Leiter hoch. Nur taten wir das an jeweils verschiedenen Stellen.

Die Kälte hatte sich in meinen Knochen festgesetzt. Ich war längst nicht so gelenkig wie sonst. Das mußte anders werden. Als ich die erste große Plattform erreicht hatte, schwitzte ich schon, und leichter Dampf stieg aus meiner Kleidung.

Dann war da noch der Nebel.

Unter der Plattform hatte ich ihn nicht gesehen, doch hier lag er wieder in greifbarer Nähe. Zwar nicht so dick wie in Grynexxa, sondern mehr schleierhaft, aber er hatte sich über die gesamte Bohrturmanlage ausgebreitet.

Einerseits ein Vorteil – er deckte mich nämlich – andererseits wiederum ein Nachteil, denn dieser Nebel war unberechenbar, er konnte angreifen wie ein Tier.

Und er lebte.

Jawohl, Freunde, dieser verdammte Nebel war nicht tot. Wie und wo er entstanden war, das wußte ich nicht, aber wenn ich genauer hinschaute, dann sah ich nicht nur wallende Schleier, sondern auch die Fratzen und Gestalten darin.

Geister, Nebelgeister. Schattenwesen, die aufgehört hatten, dreidimensional zu existieren, denn dieser Nebel konnte auch in seiner stärksten Form durch Wände dringen.

Mich griff er nicht an, denn das Kreuz schützte mich. Das war mein großes Plus.

Er wich sogar zurück, wenn er die magische Ausstrahlung des Kruzifixes spürte.

Ich ging ein paar Schritte vor. Zum erstenmal in meinem Leben befand ich mich auf einer Bohrinsel und war von der Größe und Ausdehnung doch überrascht. So gewaltig hätte ich sie mir nicht vorgestellt.

Wo steckte Tokata? War er hier, oder hatte er sich auf eine andere Plattform begeben?

Ich konzentrierte mich vorerst auf die mich umgebenden Geräusche. Irgendwo in der Nähe summte etwas. Wahrscheinlich die Energiegewinnungsanlagen der Bohrinsel. Der Bohrer jedoch arbeitete nicht mehr. Er stand still.

Ich sah zahlreiche Aufgänge, Eisentreppen, kleine Plattformen, Gitter, barackenähnliche Bauten – überall konnten sich Dr. Tod und seine Vasallen verborgen halten.

Hinzu kam natürlich noch die Geisel.

Mit Sorgenfalten auf der Stirn stellte ich fest, daß mir wohl nichts anderes übrigbleiben würde, als die gesamte Insel abzusuchen, wenn ich Erfolg haben wollte.

Aber auch ich hatte einmal Glück.

Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe einen dumpfen Knall, als wäre eine Tür zugeschlagen worden.

Und dann Stimmen.
Frauenstimmen.
»Er wird ihn gleich erwecken.« Das sagte Pamela Barbara Scott, besser bekannt unter dem Namen Lady X.
»Ja, ich warte schon darauf!«
Als ich diese Worte vernahm, gab es in meiner Brust einen Stich.
Das war niemand anderes als Lupina, die Königin der Wölfe, die Mensch-Bestie, in die ich mich einmal unfreiwillig verliebt hatte.
O Gott, beide in meiner Nähe!
Auf einmal brach mir der Schweiß aus. Ich versuchte, meine Erinnerung an dieses schreckliche Abenteuer zurückzudrängen, doch so ganz gelang es mir nicht, es war einfach zu grauenhaft gewesen.
Sollte ich die beiden stellen und mich auf einen Kampf mit ihnen einlassen?
Wie ich die Scott kannte, ging sie nie unbewaffnet. Bestimmt trug sie wieder ihr Lieblingsinstrument bei sich.
Die Maschinenpistole.
Nein, ich stellte mich ihnen nicht.
Zudem wurde mir die Entscheidung auch abgenommen, denn ich hörte die Stimme meines Superfeindes Dr. Tod.
»Sie kommen jetzt!«
Die Warnung erreichte mich gerade noch zur rechten Zeit, denn mein Standort war ziemlich gefährlich. Zu leicht hätte man mich hier entdecken können.
Was tun?
Vor mir wuchs eine Leiter hoch. Ich faßte die Gelegenheit beim Schopf und enterte die Sprossen in die Höhe. Dabei berührte ich jede einzelne nur mit den Zehenspitzen, ich wollte um Himmels willen keinerlei Geräusche machen.
Es klappte vorzüglich.
Nach etwa zehn Yards hatte ich eine kleine, viereckige Plattform erreicht. Durch ein hüfthohes Gitter war sie geschützt, und von meinem Platz aus konnte ich auf Deck schauen.
Nun kam mir gelegen, daß der Nebel wirklich nicht mehr so dicht war wie vor Tagen noch. Ich konnte erkennen, was unter mir geschah.
Dr. Tod erschien. Aber nicht allein. Bei ihm waren Mr. Mondo, dieser eiskalte Verbrecher. Tokata und die Gestalt, die er aus den Tiefen des Meeres geholt hatte.
Ein Monster.
Ein Vampir sogar…
Ich bekam einen Schreck. Das Blut strömte mir in den Kopf, als ich den gewaltigen Körper sah, der dem Tokatas in nichts nachstand. Vielleicht sah er sogar noch schrecklicher aus, denn an einigen Stellen war die Haut abgeschürft, gar nicht mehr vorhanden, als hätte sie

jemand weggeätzt.
Schlimm, wirklich…
Und in seiner Brust steckte ein Pfahl.
Der Vampir, der nur einen Lendenschurz trug, war also tot.
Noch, mußte ich sagen. Für mich gab es keinen Zweifel, daß er zum Leben erweckt würde.
»Leg ihn nieder!« befahl Dr. Tod, und Tokata gehorchte. Er tat immer das, was sein Meister befahl.
Ich war längst in die Knie gegangen und peilte über den Rand der Plattform hinweg. Unten hatten sich meine Erzfeinde versammelt. Ich hockte über ihren Köpfen. Wenn sie gewußt hätten, wer da saß, ich glaube, sie hätten durchgedreht.
So aber beobachtete ich weiter.
Ich vermißte die Geisel. Von dem Commander hatte ich gehört, daß der Mann Mark Brennan hieß.
Tokata verschwand wieder. Im nächsten Augenblick hörte ich eine schrill klingende Stimme.
»Nein, bitte, ich will nicht!« Dann ein Ächzen. Zwei Atemzüge später taumelte Mark Brennan über die Schwelle.
Ja, er mußte es sein.
Er blutete am Hals und hatte seine linke Hand auf die Stelle gepreßt. In mir wallte der Zorn hoch. Doch ich konnte es nicht riskieren, jetzt schon einzugreifen.
Tokata schleuderte den Mann nach draußen, wo er gegen einen Aufbau prallte und stehenblieb. Von dem unheimlichen Samurai wurde er keine Sekunde aus den Augen gelassen.
Dr. Tod aber trat dicht an den Vampir heran und blieb neben ihm stehen. »Vampiro-del-mar!« rief er. »Lange genug hast du in deinem feuchten Grab gelegen. Du, der vor 10.000 Jahren Kaiser der Blutsauger gewesen bist, wirst wieder auferstehen. Man hat dich töten wollen, aber man hat es nicht geschafft. Ein starker Gegenzauber bewirkte dies, und nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo du wieder ins Leben zurückgerufen wirst, um deine Herrschaft fortzusetzen!«
Ich war völlig perplex.
Dr. Tod hatte von 10.000 Jahren gesprochen. Himmel, das mußte zu Atlantis Zeiten gewesen sein. Aber da war doch Myxin, damals der Gegenspieler vom Schwarzen Tod, der über die Vampire herrschte.
Oder gab es da noch ein anderes Land?
»Vampiro-del-mar«, fuhr Dr. Dod fort, »Herrscher über das Land der Vampire, das den Fluten des Meeres zum Opfer gefallen ist. Du wirst es schaffen, allein durch meine Hilfe. Und du wirst mir gehorchen, so wie die Vampire dir gehorchen werden!«
Solo Morasso bückte sich und legte beide Hände um den in der Brust steckenden Pflock.

Dann zog er ihn mit einem Ruck heraus!

***

Dr. Tod schrie wild auf, als er den Pflock zwischen den Händen hielt. Mit einer wütenden Bewegung schleuderte er ihn weit weg, hinein ins Meer.

»Den brauchen wir nicht mehr!« brüllte er und lachte.

Nein, den brauchte er wirklich nicht, denn Vampiro-del-mar war erwacht!

Ich sah es deutlich, und es schien, als wollte mir der Nebel einen Gefallen tun, denn die dünnen Schleier wehten zur Seite, so daß die Sicht noch besser wurde.

Der Mordvampir öffnete die Augen.

Das geschah, als würde man eine Klappe hochziehen, es ging schnell, und er starrte die ihn umstehenden Menschen an.

Sekundenlang geschah nichts.

Jeder geriet irgendwie unter den Bann des Neuen, des vollkommen Anderen.

Es war die Wiedergeburt eines Monsters. Und ich erlebte es mit.

Wäre es nur einer gewesen oder zwei, dann hätte ich eingegriffen, so aber konnte ich es mir nicht erlauben, denn wenn ich jetzt nach unten sprang, würde Tokata mir den Kopf abschlagen, denn darauf wartete er schon lange.

So sah ich zu.

Vorerst…

Vampiro-del-mar. Welch ein Name, welch eine Gestalt. Und er richtete sich auf.

Zuerst hob er seinen zerschundenen Oberkörper an und schüttelte den Kopf, auf dem lange, dunkle Haare wuchsen, deren Spitzen die Schultern berührten.

Im nächsten Moment drang ein schreckliches Röcheln aus seiner Kehle. Er schüttelte sich, als würde er frieren, und schlug mit der rechten Hand auf die Plattform.

Dann stand er ganz.

Hoch richtete er sich auf, zu seiner vollen Größe, und in der Tat überragte er Tokata noch ein wenig. Dr. Tod wirkte gegen ihn direkt klein. Ebenso die anderen.

Lady X konnte nicht anders. Als sie sah, daß sich der Vampir umschaute und sein Blick auf ihr hängenblieb, hob sie unwillkürlich die Maschinenpistole an.

Dr. Tod lachte nur. »Keine Sorge, er wird dir nichts tun. Du stehst unter meinem Schutz.« Morasso trat auf den Unheimlichen zu und legte ihm die Hand gegen die Brust. »Ich bin dein Herr, dein Meister. Und nur mir hast du zu gehorchen. Verstanden?«

Der gewaltige Blutsauger nickte.
Dr. Tod lächelte. »Dann ist es okay.«
Mr. Mondo nahm seine randlose Brille ab und putzte die Gläser. »Wirklich einmalig«, sagte er, »ein interessantes Objekt.«
»Das stimmt«, gab Morasso ihm recht.
Und die Königin der Wölfe umschlich das neue Monster wie die Katze den heißen Brei. Lupina sah sich den Vampir von allen Seiten an, in ihren schönen Augen flimmerte es.
Dann öffnete Vampiro-del-mar sein Maul. Zum erstenmal sah ich seine Zähne.
Mein Gott, welch ein Grauen!
Er hatte nicht nur zwei spitze Hauer wie die meisten Vampire, sondern mehrere. Alle liefen vorn spitz zu, doch die beiden Eckzähne waren besonders lang.
Sie reichten, wenn er den Oberkiefer vorschob, bis zum Kinn. Ein schreckliches Bild. Ich konnte mir gut vorstellen, daß dieser Supervampir Angst und Schrecken verbreitet hatte.
Wie auch jetzt, denn zum erstenmal sprach er einige Worte, und die waren schlimm genug.
»Blut!« röchelte er. »Ich brauche Blut!« Er drehte sich im Kreis und schaute jeden an.
Ich zog mich zurück, noch war der Zeitpunkt zu früh, entdeckt zu werden.
Dann hörte ich den Schrei.
Gellend und angsterfüllt hallte er in meinen Ohren wider. Ich schaute abermals über den Rand der kleinen Plattform und sah den Grund für das Geschrei.
Mark Brennan hatte sich bemerkbar zu machen versucht. Diesen Mann hatte sich der Vampir als Opfer ausgesucht. Was für ihn natürlich auf der Hand lag. Die übrigen waren seine Verbündeten, es blieb nur noch Mark Brennan übrig.
Der Blutsauger stand vor ihm. Seinen rechten Arm hatte er ausgestreckt. Der Zeigefinger deutete auf seinen Kopf. »Ihn will ich!« knirschte er. »Ihn allein!«
Wieder schrie Brennan. Dabei schaute er sich fieberhaft um, suchte nach einem Ausweg, aber es gab keinen. Er war eingekreist. Umzingelt von Feinden.
Schluß! Aus.
Keine Chance!
Und dann war da noch Tokata. Er zog mit einer glatten Bewegung sein Samurai-Schwert aus der Scheide. Dieses Schwert, von dem die Sage umging, daß es in der Hölle geschmiedet worden sei.
Es war auf beiden Seiten rasiermesserscharf geschliffen, und mit einem einzigen Schlag konnte Tokata damit den Kopf einer Kuh

abschlagen.

Blitzschnell bewegte er seinen rechten Arm. Einen Herzschlag später befand sich die Klinge dicht an der Kehle des völlig wehrlosen Mark Brennan.

Der Mann verdrehte die Augen so weit, daß bereits das Weiße darin zu sehen war. Dabei riß er den Mund auf, als wollte er jeden Moment anfangen zu schreien, aber nicht ein Laut drang über seine Lippen. Das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu.

Er warf Dr. Tod einen verzweifelten Blick zu, in dem all die Angst lag, die er in diesen Augenblicken empfand.

Morasso lächelte nur.

Kalt, kühl und überheblich.

Das war so typisch für ihn. Dieser Mann kannte keine Gnade, Menschlichkeit war für ihn ein Fremdwort. Er gebrauchte die Menschen als Schachfiguren, wenn er sie nicht mehr benötigte, entledigte er sich ihrer.

So auch hier.

»Bitte!« Röchelnd holte Mark Brennan Luft. »Bitte, ich habe doch alles getan, was Sie wollten. Ich flehe Sie an. Lassen Sie mich leben. Bitte…«

Dr. Tod lächelte nur. Es war kein freudiges Lächeln, sondern ein hinterhältiges, gemeines. Typisch für ihn. Wenn Mark Brennan hoffte, so konnte er dieses Gefühl bald begraben, denn ich kannte Solo Morasso besser.

Er würde keinen Pardon kennen.

»Natürlich werden Sie leben«, sagte er und machte eine Handbewegung, die Tokata galt.

Der Samurai trat daraufhin sofort zurück.

Aus Angst wurde Hoffnung. Mark Brennan lachte schrill auf.

»Ich… ich danke Ihnen. Ich wußte doch, daß Sie mich nicht im Stich lassen werden. Danke …«

»Augenblick noch.« Dr. Tod hob den Arm. »Ich sagte Ihnen zwar, daß Sie leben werden, doch ich sagte Ihnen nicht, wie Sie leben werden. Wenn Vampiro-del-mar Blut braucht, dann muß er es haben, und er wird es sich bei Ihnen holen. Danach leben Sie weiter. Allerdings als Untoter, als Vampir!«

Mark Brennan begriff die Worte erst gar nicht. Doch als sie ihm endlich klar wurden, zerfaserte sein Lächeln. Es zersprang wie Glas, und wieder beherrschte das Entsetzen sein Gesicht.

Jetzt gab es keinen Ausweg mehr.

Mark Brennan blieb nur noch die reine Verzweiflung.

»Pack ihn!« befahl Dr. Tod und gab dem Vampir das Signal. Er kreiselte sofort herum und stürzte sich auf Mark Brennan.

Mark sah den riesenhaften Körper, vernahm das gierige Fauchen und

hechtete zur Seite. Er wollte weg, kurzerhand von der Plattform springen und abermals versuchen, irgendwo im Meer zu landen.

Er stieß sich ab.

Vampiro-del-mar erwischte ihn mitten im Sprung. Sein Schlag traf ihn hart an der Schulter und schleuderte ihn zu Boden. Mark Brennan schrie auf. Instinktiv riß er die Hände vor sein Gesicht und versuchte, sich zu schützen.

Ein zweiter Hieb fegte die provisorische Deckung zur Seite. Damit lag sein Hals frei.

Vampiro-del-mar bückte sich und riß ihn hoch. Weit öffnete er sein Maul, die spitzen Zähne blitzten. Die Vorstellung, bald an das Blut des Menschen zu kommen, machte den Vampir rasend.

Da griff ich ein!

***

Bill Conolly drückte dem Flugwart die Hand und ließ gleichzeitig einen Schein verschwinden.

»Danke, Carlos, das haben Sie gut gemacht.«

»Ist doch Ehrensache, Mr. Conolly.«

Zehn Minuten später bekamen Suko und Bill die Starterlaubnis.

Es herrschte trübes Wetter. Die grauen Wolken hingen sehr tief.

Es war Irrsinn, bei dem Wetter zu starten, denn zusätzlich verschlechterte einige Meilen entfernt noch der Nebel die Sicht.

Aber die beiden Männer wollten mich nicht allein lassen, sondern rausholen.

Die Maschine hatte zwei Schwimmer, so daß sie auch auf dem Wasser landen konnte. Das war natürlich wichtig, denn auf der Bohrinsel gab es keinen Platz.

Bill Conolly besaß einen Flugschein. Er kannte sich bei den Sportmaschinen aus und hatte schon fast sämtliche Typen geflogen. Suko hockte neben ihm auf dem Copilotensitz und starrte ebenfalls in die vor ihnen liegende graue Wand.

»Über dem Meer wird es noch schlimmer«, meinte der Chinese.

Bill nickte. Er hatte den Kopfhörer zurückgeschoben und sich nur auf den Flug konzentriert.

Das Land unter ihnen verschwand, und die Nase der Maschine stieß in die grauen, feuchten Wolken, aus denen ununterbrochen der Nieselregen rann.

Zum Glück befand sich die Maschine ausgezeichnet in Schuß.

Der Propeller lief ruhig und gleichmäßig, kein Hacken, keine Störung, alles ging glatt.

Das Wasser war nicht zu sehen. Der Dunst verdeckte es.

Die Maschine war nicht mit Radar ausgerüstet, deshalb wollte Bill aus den Wolken heraus, um im Tiefflug über das Wasser zu streichen.

Ein riskantes Unternehmen, das einem Könner alles abverlangte. Bill senkte die Nase des Vogels und stieß aus den Wolken.

Jetzt konnten sie das Wasser sehen.

Eine schmutzig wirkende, wogende Fläche, auf der hin und wieder Schaumkronen blitzten. Einmal flog sie so dicht über ein Schiff hinweg, daß die Männer an Bord erschreckt die Köpfe hoben.

Bill grinste. »Denen haben wir einen Schrecken eingejagt.«

Sie änderten den Kurs. Bisher waren sie nach Osten geflogen, jetzt flogen sie mehr nördlich. Bill wußte ungefähr, wo die Bohrinsel lag, und er hoffte stark, daß er sie finden würde.

Vor ihnen schienen die Wolken in das Meer zu tauchen, so tief hingen sie, aber es gab zum Glück doch noch einen Zwischenraum, in den die Maschine stoßen konnte.

»Was machen wir, wenn wir die Insel erreicht haben?« fragte der Chinese.

»Wir wassern.«

»Einfach so?«

»Genau.«

»Du mußt es wissen.«

»Wieso? Hast du Angst?«

»Nein, nur ein unbehagliches Gefühl. Wir sind praktisch ohne Waffen.«

»Da sagst du mir nichts Neues«, knirschte Bill. »Aber deswegen können wir John nicht im Stich lassen.«

»Genau.«

Sie wußten, auf was sie sich eingelassen hatten, aber es hatte für sie kein Zögern gegeben. Ein Freund war in Gefahr, da mußte man helfen.

Je mehr Zeit verstrich, um so entspannter wurde Bill. Er hatte sich an seine Pilotenrolle gewöhnt, setzte wieder den Kopfhörer auf und hörte den Funkverkehr ab.

Beide wußten nichts von dem Riegel, den die Royal Navy um das betreffende Gebiet gelegt hatte, und so flogen sie mitten hinein.

Bill wurde erst aufmerksam, als eine quäkende Stimme durch den Kopfhörer drang. Und sie redete gar nicht verbindlich, und sie hielt sich noch weniger an den internationalen Flugsprachtext.

»Was zum Teufel, fliegen Sie da rum?« wurde Bill angebrüllt, daß er regelrecht zusammenzuckte.

»Meinen Sie mich?«

»Ja, wen sonst? Sie sind schließlich die einzige Maschine, die den Kreis durchbrochen hat.«

»Was kann ich dafür?«

»Kehren Sie um.«

»Ich denke nicht daran.« Bill kniff Suko ein Auge zu.

»Damit gefährden Sie eine militärische Operation, deren Folgen nicht

auszudenken sind.«

»Die Sache ist mit John Sinclair abgesprochen«, startete der Reporter seinen Bluff.

Er erntete verblüfftes Schweigen.

»Glauben Sie mir nicht? Dann fragen Sie John Sinclair doch selbst, mein Lieber.«

»Er meldet sich nicht.«

»Seit wann?«

»Wir versuchen ihn seit einer halben Stunde über Sprechfunk zu erreichen. Er gibt keine Antwort.«

Dieser Satz festigte Bills Plan, jetzt erst recht alles auf eine Karte zu setzen. Er mußte John Sinclair unbedingt finden, denn wenn er sich tatsächlich nicht gemeldet hatte, war einiges schiefgelaufen.

»Wir sehen nach«, meldete Bill.

»Nein, das erlaube ich nicht.«

»Ach, leck mich«, sagte Bill und stellte die Funkverbindung kurzerhand ab. Dafür nickte er Suko zu. Sein Gesicht war blaß geworden. »Ich glaube, John hat es erwischt.«

»Verdammt«, sagte der Chinese nur.

***

Erwischt hatte es mich zwar nicht, aber wohl war mir auch nicht.

Ich stand allein gegen sechs Gegner und warf mein Leben in die Waagschale, um das eines anderen zu retten.

Alle konzentrierten sich auf den Supervampir und Mark Brennan. Niemand kam auf die Idee, in die Höhe zu schauen, wo ich hockte und meine Beretta gezogen hatte. Ihr hatte der Aufenthalt im Wasser nichts ausgemacht.

Rechts hielt ich die Waffe, links das Kreuz.

Dann peitschte meine Stimme. »Laß ihn los!«

Es war wirklich eine Bombenüberraschung für die dämonischen Kreaturen.

Dr. Tod zog seinen Kopf ein, als hätte ihn ein Geschoß am Schädel getroffen. Er konnte nicht begreifen, daß ich plötzlich auf seiner Horror-Insel zu finden war.

Auch Tokata erstarrte. Aber seine Hand war schon auf dem Griff des Schwertes gelandet.

Nur Mondo kicherte, während Lady X die Augen halb zusammenkniff und Lupina ein wildes Fauchen ausstieß.

Da hatte ich sie alle zusammen, die gesamte Mordliga, doch ich stand allein, hatte keine Hilfe, und es war fraglich, ob ich es überhaupt schaffte, Mark Brennan zu retten.

Als nichts geschah, schrie ich noch einmal: »Laß ihn los, verdammt. Oder Morasso bekommt eine Kugel in seinen Schädel!«

Es war mir ernst mit der Drohung. Das mußte auch Dr. Tod bemerkt haben, denn er gab dem Vampir einen Wink.

»Tu, was er gesagt hat!«

Vampiro-del-mar gehorchte. Seine Hände lösten sich von den Schultern des Mannes.

Mark Brennan klappte zusammen. Vor Schwäche und Angst konnte er sich nicht auf den Beinen halten. Er fiel mit dem Rücken gegen das Gitter und holte krampfhaft Luft.

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr ich ihn an, ohne die anderen aus den Augen zu lassen.

»Ja«, krächzte Brennan, »ja.« Er rieb sich seinen Hals, wo die Klinge gesessen hatte.

»Das Spiel werden Sie nie gewinnen, Sinclair!« lachte Dr. Tod. »Gegen uns kommen Sie nicht an!«

»Das lassen Sie nur meine Sorge sein. Denn hier führe ich Regie. Und Sie werden meinen Befehlen als erster folgen, Morasso. Kommen Sie her! Los, zu mir!« Ich ließ ihn genau in die Mündung der Beretta schauen, wobei ich die Waffe um eine Idee nach rechts schwenkte.

»Ich?«

»Ja, versuchen Sie nur nicht, Zeit zu schinden!«

Solo Morasso schaute sich um. Er blickte seine Vasallen an, doch die rührten sich nicht. Auch nicht der Riesenvampir, der mit gefletschten Zähnen dastand und nicht fassen konnte, daß ihm sein Opfer im letzten Augenblick noch entrissen worden war.

Solo Morasso hob die Schultern und grinste. »Gut, Sinclair, ich komme!«

»Das wollte ich Ihnen auch geraten haben. Lange hätte ich nicht mehr gewartet.«

Auch ich stand unter Strom. Das Ganze war ein reines Nervenspiel. Oder eine Wahnsinnstat, wobei ich glaubte, daß letzteres eher zutraf. Ich hatte einfach nicht anders gekonnt, es ging mir gegen den Strich, einen Menschen in den Klauen eines blutrünstigen Vampirs zu sehen. Dabei hatte ich sowieso vor, auf dieses eben erweckte Monster eine Silberkugel abzufeuern.

Vielleicht nutzte es etwas.

Dr. Tod kam. Er schritt auf die schmale Leiter zu, die an meiner Plattform endete.

Noch immer lag das böse Lächeln auf seinem Gesicht, doch die Blicke, mit denen er mich bedachte, redeten eine völlig andere Sprache. Darin las ich den reinen Mordwillen.

Er kam wirklich.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Um ihn weiterhin in Schach halten zu können, mußte ich die Waffe senken, denn der Winkel hatte sich verändert.

Die Spannung wuchs.

Ich glaubte, die Luft zwischen uns förmlich knistern zu hören.

Trotz der Kälte brach mir der Schweiß aus. Es war unheimlich gefährlich, auf was ich mich da eingelassen hatte. Eine falsche Reaktion, und ich konnte mir selbst eine Kugel durch den Kopf schießen.

Wenn die anderen mich einmal hatten, würden sie mich erbarmungslos auslöschen. Schließlich stand ich ganz oben auf ihrer Liste.

Ich hörte Lupinas Schnaufen. Es sollte mich wohl ablenken, aber ich riß mich zusammen und konzentrierte mich einzig und allein auf Solo Morasso.

Vielleicht war das mein Fehler, der die nächsten Folgen unweigerlich nach sich zog.

Drei Sprossen hatte Dr. Tod bereits erklommen. Er schritt bewußt langsam, was mir wiederum nicht paßte.

»Schneller!« fuhr ich ihn an.

»Ich bin nicht mehr so jung wie Sie, Sinclair. Ich kann nicht mehr.« Er hob den rechten Arm, um seine Worte mit dieser Bewegung zu unterstreichen.

Das dachte ich.

Doch diese Bewegung war ein Signal.

Und zwar für Pamela Barbara Scott, alias Lady X.

Eine knappe, kaum mit den Augen zu verfolgende Bewegung nur, und plötzlich befand sich die Maschinenpistole in Hüfthöhe, und der Lauf zeigte schräg nach oben.

Auf mich.

Bevor ich die Gefahr erkannt, eingeschätzt und die Waffe herumgerissen hatte, feuerte sie.

Auf einmal tanzten Flämmchen vor der Mündung. Ich hörte das harte Tack-Tack der Waffe und warf mich auf der schmalen Plattform nach hinten.

Soviel Platz hatte ich gerade noch, und ich hatte auch Glück. Nur knapp wischten die bleiernen Grüße an meinem Gesicht vorbei und jaulten irgendwo gegen das Bohrgestänge.

Die nächste Salve lag schon besser, aber da befand ich mich nicht mehr an meinem Platz.

Ich hatte mit einem gewaltigen Sprung den Rückzug angetreten.

Und im Hintergrund hörte ich Dr. Tods Stimme, die sich beinahe überschlug.

»Holt mir den Bastard! Tot oder lebendig, das ist mir egal. Nur holt ihn her!«

***

Zum Glück hatte ich mir meine unmittelbare Umgebung während meines Hergangs genau angesehen. Ich wußte einigermaßen Bescheid und wischte um einen Träger, bevor Lady X hinter mir freie Schußbahn bekam.

Sie zog noch einmal ab, aber die Salve jagte nur über den Boden, wo sie lange Funken aufwarf.

Ich rannte.

Denn nicht vor Lady X hatte ich den meisten Horror, sondern vor Tokata, dem Samurai des Satans.

Fieberhaft suchte ich nach einem Ausweg, schaute auf das Gewirr aus Leitern, Brücken und Rohren.

Dicht neben mir zischte etwas. Dampf strömte aus einem schlecht schließenden Ventil. Ich sah die Düse, und ich erkannte auch, daß man sie drehen konnte.

Schon hörte ich Schritte.

Blitzschnell drehte ich die Düse nach links und das Ventil auf. In diesem Moment lief Lady X um die Ecke – und genau in den Heißluftstrom hinein.

Sie schrie auf, riß beide Arme hoch und ließ die Maschinenpistole fallen.

Das war die Gelegenheit. Mit einem Sprung hatte ich die Waffe erreicht, tauchte unter dem Heißluftstrom weg und nahm die MPi an mich. Das Kreuz hatte ich mir wieder um den Hals gehängt. Es baumelte frei vor meiner Brust. Im Augenblick brauchte ich es nicht einzusetzen.

Barbara Scott aber taumelte zurück. Sie hatte sich im Gesicht verbrüht und schrie unaufhörlich.

Wäre ich ein Gangster gewesen, hätte ich die Frau jetzt als Geisel genommen, doch so etwas war mir zuwider.

Ich wollte nur weg.

Über einen schmalen Steg rannte ich weiter. Die Maschinenpistole hatte ich mir unter den Arm geklemmt. Der Steg führte dicht an der äußeren Seite der Plattform vorbei. Rechts von mir ging es steil in die Tiefe. Ein Geländer schützte mich vor dem Fall.

Ich rannte über Stahlplatten. Sie waren aneinander genietet, und meine Füße riefen darauf ein hohles Echo hervor.

Immer wieder warf ich einen Blick in die Höhe, denn meine Gegner konnten überall auftauchen. Sie kannten diese Bohrinsel schließlich besser als ich.

Der Steg endete vor einer Leiter. Ich hatte Mühe zu bremsen, denn die Eisenplatten waren ziemlich rutschig. Halb fiel ich gegen die Sprossen.

Sollte ich wieder hoch?

Die Antwort auf diese Frage nahm mir ein anderer ab. Denn

urplötzlich tauchte eine Gestalt am Ende der Leiter auf.
Tokata!

***

Nicht alle beteiligten sich an der Verfolgung. Einer hatte sich zurückgehalten, bewußt zurückgehalten.
Vampiro-del-mar!
Er war noch nicht richtig erstarkt, obwohl seine Kräfte bereits die eines Menschen übertrafen. Ein Mensch war in seiner Nähe, er hatte ihn gefühlt, hatte seine Haut gespürt, dort, wo das Leben wuchs und das Blut durch die Adern pulsierte.
Blut!
Ja, das brauchte er.
Während die anderen sich verteilten und den Flüchtling einkreisen wollten, blieb Vampiro-del-mar stehen. Aus seinen großen Augen schaute er sich wild um, und er sah sein Opfer.
Mark Brennan war zu sehr verblüfft und geschockt gewesen. Er hatte die Gunst der Sekunde nicht genutzt. Anstatt wegzulaufen, klebte er auf der Stelle fest.
Als er es dann versuchte, war es zu spät. Aus großen Augen sah er, daß der Blutsauger ihm den Weg versperrte.
»Nein!« flüsterte Mark. »Bitte nicht…«
Der Vampir knurrte nur. Noch weiter riß er sein Maul auf.
Modergeruch traf Mark Brennan, und er zuckte zurück. Diese widerliche Gestalt verbreitete das nackte Grauen, sie wollte nur eins.
Töten!
Und wenn sie ihn gebissen und sein Blut ausgesaugt hatte, dann wurde auch er zu einem Vampir.
Zum lebenden Toten…
Mein Gott. Deutlich hatte er die Worte Morassos in Erinnerung.
Ein lebender Toter.
Schrecklich…
Zurück. Ihm blieb nur noch der Weg nach hinten. Dort wußte er einen Steg. Von ihm aus konnte er vielleicht ins Meer hechten.
Vampiro-del-mar folgte ihm. Er war nicht zu stoppen. Jetzt ließ er sein Opfer nicht mehr aus den Klauen.
Plötzlich stolperte Mark Brennan mit der Hacke über einen harten Gegenstand. Zusätzlich entstand ein klirrendes Geräusch, und als Mark nach unten schielte, entdeckte er einen unterarmlangen Schraubenschlüssel.
Eine Waffe!
Die Idee sprang ihn an. Blitzschnell bückte er sich, ging dabei zurück, und bevor der Vampir noch zugreifen konnte, hatte er den Schraubenschlüssel aufgehoben.

Schlagbereit hielt er ihn in der rechten Hand. Entfernt hörte er die Schüsse der Maschinenpistole, und er wußte, daß sein unbekannter Helfer kaum mehr Chancen gegen seine Gegner besaß als ein Schneeball in der Hölle.

Dann schlug er zu.

Es war ein Hieb, in den er alle Kraft hineingelegt hatte. Und er traf auch. Der schwere Schlüssel wuchtete gegen die Schulter des Unheimlichen, doch der steckte den Schlag weg wie nichts. Er kümmerte sich gar nicht darum und schüttelte nur den Kopf.

Er ging weiter.

Noch ein Schlag.

Diesmal gegen den Arm.

Und dann packte der Vampir zu. Mit der linken Klaue bekam er Marks Gelenk zu fassen. Ruckartig riß er den Mann zu sich heran.

Mark schrie auf, als er gegen den Blutsauger prallte. Er wurde wieder weggestoßen, aber nur, damit der andere Platz für seinen Konterschlag bekam.

Und der traf Mark mitten ins Gesicht. Er hatte das Gefühl, eine Sonne würde vor seinen Augen aufplatzen, alles war grell, doch diese unnatürliche Helligkeit verwandelte sich im nächsten Augenblick in eine Finsternis, wie er sie nie erlebt hatte.

Mark Brennan wurde bewußtlos.

Er merkte nicht mehr, daß ihm der Vampir die Waffe aus den Fingern drehte und seinen Kopf herumdrehte, damit der Hals freilag.

Dann warf der Blutsauger sich über ihn. Und er tat das, wonach er Tausende von Jahren vergeblich gelechzt hatte. Er trank Blut!

***

Wild schwang der Samurai des Satans sein Schwert. Die Klinge schlug einen blitzenden Kreis über seinem Kopf. Tokata selbst brüllte auf, dann ließ er sich fallen.

Ich warf mich zurück, und es war eine rein instinktive Reaktion, als ich die Maschinenpistole hochriß und abdrückte. Bei einem Menschen hätte ich das nie fertiggebracht, aber Tokata war kein Mensch, er war ein Dämon, eine von den Toten erweckte Bestie, die ausgeschaltet werden mußte.

Nicht mit normalen Kugeln, nein, diese Vorstellung strich ich aus meinem Denken, aber vielleicht konnte die Garbe ihn stoppen, aufhalten zumindest.

Ich sah, wie die Kugeln in seinen Körper einschlugen, wie sie ihn durchschüttelten und seinem Flug eine andere Richtung gaben.

Hätte ich Idiot nur die Beretta in der Hand gehabt, so hätten die Silbergeschosse ihn schwächen können.

Und doch verzeichnete ich einen Erfolg. Die Wucht der Einschläge

warf den Körper aus seiner ursprünglichen Flugrichtung. Er kam nach links ab, schlug gegen das Geländer, bekam das Übergewicht und verschwand, ohne mir ein Haar zu krümmen.

Ich hörte den Aufschlag. Es klang, als hätte jemand einen Gong angeschlagen.

Mir sträubten sich die Nackenhaare. Doch Zeit, um lange nachzudenken, hatte ich nicht.

Ich mußte hier weg, denn die Schüsse hatten mich sicherlich verraten. Dabei nahm ich den gleichen Weg, den Tokata heruntergefallen war. Die Maschinenpistole hängte ich mir dabei über die Schulter und stieg hastig die Sprossen hoch.

12 waren es.

Dann stand ich auf einem Zwischendeck, schon in ziemlich luftiger Höhe.

Vor mir wuchs eine breite Eisenwand hoch, und ich sah auch eine Tür. Schnell riß ich sie auf.

Hinter der Tür lag kein Raum, sondern ein Fahrstuhl.

Sollte ich ihn benutzen?

»Er muß da oben sein! Irgendwas ist mit Tokata!« Dr. Tod brüllte die Worte. »Holt ihn euch!«

Ich schlüpfte in den Fahrstuhl.

Aus den Augenwinkeln bekam ich noch mit, daß sich der Nebel wieder verdichtet hatte. Dr. Tod schickte ihn also abermals als Waffe aus.

Sollte er.

Ich drückte den untersten Knopf. Der Aufzug ruckte ein paarmal, dann fuhr er an.

Ich wollte möglichst nach unten, denn wenn ich trotz allem wieder ins Wasser springen mußte, dann war es besser, wenn ich nicht aus zu großer Höhe fiel.

Nur – wo würde die Fahrt enden?

Der Aufzug zockelte langsam tiefer. In der Zeit hätte ich auch einen normalen Weg über die Treppen oder Leitern laufen können.

Endlich stoppte er.

Ich war schon an der Tür und wollte sie aufstoßen. Sie klemmte.

Nach einem erneuten Ruck endlich schwang sie auf.

Vor mir lag ein kahler Raum. Oder fast kahl. Die kärgliche Einrichtung konnte man wohl kaum als solche bezeichnen. Nur das moderne Radio fiel mir auf.

Und noch etwas.

Der Würfel!

Er stand auf dem Tisch. Wirkte irgendwie verloren, als hätte er hier nichts zu suchen.

Ich kannte ihn, denn ich sah ihn nicht zum erstenmal. Als Tokata

erweckt wurde, hatte auch er eine große Rolle gespielt. Enträtselt hatte ich das Geheimnis des Würfels noch nicht. Ich wußte wenig über seine Funktion, ahnte aber, daß er sich seinem jeweiligen Besitzer und dessen Plänen anpaßte.

Das hieß: Befand er sich in Dr. Tods Hand, wie jetzt, dann gehorchte er nur ihm und gab ihm eine große Macht. Befand er sich jedoch in meinem Besitz, würde er mich mit seiner Machtfülle ausstatten.

Und jetzt lag er greifbar vor mir.

Ich ging auf ihn zu.

Einen Schritt, den zweiten.

Mein Herz klopfte dabei vor Erregung.

Bis ich das Geräusch hörte. Und da kreiselte ich auf dem Absatz herum.

Vor mir stand Mark Brennan.

Er grinste mich an. Und dabei sah ich deutlich die beiden spitzen Eckzähne.

Mark Brennan, die ehemalige Geisel, war zu einem Vampir geworden. Und damit zu meinem Feind…

***

Der Würfel war vergessen. Jetzt mußte ich mich erst einmal um Brennan kümmern, denn er als Vampir brauchte Blut, um weiterhin existieren zu können.

In mir sah er seinen großen Spender.

Doch dagegen hatte ich einiges.

Meine Hand rutschte in den Parkaausschnitt. Es war eine fließende Bewegung, und sie lief blitzschnell ab.

Ebenso schnell reagierte der Wiedergänger. Er sprang mich an.

Ich bekam die Beretta nicht mehr aus der Halfter, meine Hand rutschte ab und ertastete den Griff des silbernen Dolches.

Die Finger schlossen sich darum.

Zum Ziehen kam ich nicht mehr, denn der Vampir preßte mich an sich und öffnete sein Maul.

Da brüllte er auf.

Ich zuckte zusammen, weil sich sein Mund nicht weit von meinem Ohr entfernt befand.

Er taumelte zurück, schüttelte sich, und ich sah aus seiner Kleidung, etwa in Brusthöhe, Qualm aufsteigen. Das hatte seinen Grund. Der Vampir hatte mich ohne Rücksicht auf Verluste angesprungen, dabei allerdings nicht bedacht, daß ich mein Kreuz frei vor der Brust trug. Das geweihte Kruzifix hatte ihn berührt – und ausgeschaltet.

Ich wußte es nicht, wollte aber ganz sicher gehen und zog den silbernen Dolch.

Damit schritt ich auf den Vampir zu, dessen Augen immer größer

wurden.
Krächzende Laute schleuderte er mir entgegen, er hob den rechten Arm, winkelte ihn an und schützte sein Gesicht.
Da stach ich zu.
Ein Stich reichte. Der Vampir stöhnte noch einmal auf, bevor er zu Boden sackte.
Er verfiel nicht zu Staub, aber ein kleines Lächeln lag auf seinen Mundwinkeln.
Mark Brennan hatte den Frieden gefunden.
Blieb der Würfel!
Ich drehte mich um.
Da traf es mich wie ein Blitzschlag. Der Würfel drehte sich um seine eigene Achse, wobei er auf einer Kante stand. Er war zu einem wirbelnden Etwas geworden, wobei er das blaue Licht abstrahlte wie eine starke Lampe.
Geblendet fuhr ich zurück. Ich mußte die Augen schließen, konnte einfach nicht in die Helligkeit hineinschauen.
Ich stolperte gegen die Tür, stieß mich wieder ab und wollte auf den Würfel zu, weil ich bemerkt hatte, daß sein Licht schwächer geworden war.
Der Würfel des Unheils war verschwunden.
Ich schaute auf einen leeren Tisch.
Verfluchter Mist. Die Kräfte der Schwarzen Magie waren doch überstark gewesen.
Nichts zu machen.
Die Kraft der anderen Magie hatte den Würfel vor mir in Sicherheit gebracht.
Die Probleme blieben.
Einen Gegner hatte ich erledigt, den schwächsten. Die stärksten standen weiterhin gegen mich. Und mit Tokata mußte ich auch rechnen, denn er hatte sich bestimmt von seinem Fehlschlag wieder erholt und war auf der Suche nach mir.
Ich sah eine weitere Tür.
Vorsichtig öffnete ich sie und schaute in einen schmalen Gang, der etwa 20 Yards weiter ins Freie führte. Dort stand eine weitere Tür halb offen.
Durch sie zogen träge die Nebelschwaden in den Gang.
Ich lief dem Nebel entgegen, tauchte hinein, und abermals sah ich das gleiche Bild wie in Grynexxa.
Wirbelnde, fratzenhafte Gestalten. Schlimme Gesichter, Geister aus dem Schattenreich. Klauenhände, unförmige Körper, die lautlos zurückwichen, als sie die magische Ausstrahlung meines Kreuzes spürten.
Vor mir entstand ein regelrechtes Loch, das sich hinter mir wieder

schloß.

Schließlich stand ich wieder im Freien.

Ich nahm die Maschinenpistole von der Schulter und schaute mich um. Viel zu sehen war nicht.

Der dicke Nebel verdeckte alles. Nur schemenhaft sah ich die Aufbauten. Da ich mich selbst auf dieser Bohrinsel nicht auskannte, würde ich mich unter Garantie verlaufen.

Irgendwo vor mir schlug etwas dumpf an. Dann hörte ich eine helle Stimme.

»Ich fahre nach unten!«

Lady X hatte die Worte gerufen, während ich von Lupina nichts hörte. Sie hielt sich seltsamerweise zurück.

Ich bewegte mich vorsichtig weiter und gelangte wiederum an eine Treppe.

Die einzelnen Sprossen glänzten matt. Die Feuchtigkeit hatte einen Film über sie gelegt. Sie waren noch rutschiger geworden.

Vorsichtig schlich ich an der Treppe vorbei. Ich wollte nicht mehr nach oben klettern, sondern hatte mir einen anderen Platz ausgedacht.

Zurück aufs Schiff.

Ich hoffte stark, daß mich meine Gegner dort nicht suchten.

Vielleicht konnte ich an die Funkanlage gelangen und Hilfe herbeirufen. Jetzt ärgerte ich mich, daß mir das nicht früher eingefallen war, als ich mich das erste Mal auf dem Kahn befunden hatte.

Ich rief mir die Lage der Bohrinsel ins Gedächtnis zurück und auch meinen ungefähren Standpunkt. Allzu weit befand ich mich nicht vom Rand der Insel entfernt, ich mußte nur noch den richtigen Pfeiler finden, an dem ich hinabklettern konnte.

Dabei rechnete ich jeden Augenblick mit einer höllischen Überraschung, aber es geschah nichts.

Alles blieb ruhig. Keiner meiner Gegner lief mir über den Weg.

Und das wunderte mich. Wenn ich an deren Stelle gewesen wäre, hätte ich die verdammte Bohrinsel von oben bis unten auf den Kopf gestellt.

Ich bewegte mich weiter.

Minuten vergingen. Eine Zeit, in der ich wie unter Strom stand.

Trotz der Kälte schwitzte ich; die innere Nervosität machte sich doch bemerkbar.

Ich mußte doch irgendwann mit einem Gegner zusammentreffen!

Ich gelangte in eine mir unbekannte Region der Insel. Und immer wieder wich der Nebel vor mir zurück, so daß ich ein paar Yards weit sehen konnte.

Ich kletterte über kleinere Leitern, duckte mich unter Rohrgestänge hindurch und war plötzlich am Ziel.

Unter mir entdeckte ich die Umrisse des an dem Pfeiler vertäuten Kahns.

Alles andere war ein Kinderspiel.

Ich kletterte die Leiter hinunter. Als ich die Hälfte der Sprossen hinter mich gebracht hatte, stieß ich mich ab.

Federnd landete ich auf dem Deck des Kahns.

Und hier lag der Nebel nicht. Das Deck des Schiffes war frei. Es gab keine Schwaden wie auf der Bohrinsel, und ich mußte hinter den Aufbauten verschwinden.

Dort wartete ich vielleicht eine Minute und lauschte.

Niemand ließ sich blicken.

Anscheinend war der Kahn doch leer. Mein Plan schien aufgegangen zu sein.

Ich schlich auf den Bug zu, passierte die abgedunkelte Brücke und merkte gleichzeitig den Windstoß, der über das Wasser fuhr, meine Haare zerwühlte und an der Kleidung zerrte.

Gleichzeitig wurde auch der Nebel zerrissen. Unwillkürlich warf ich einen Blick in die Höhe und sah Dr. Tod auf einem Steg stehen.

Er starrte auf das Schiff, sah mich und lachte.

Dann verschwand er.

In meinem Kopf schrillten die Alarmglocken. Das war nur sinnbildlich gemeint, denn sonst hätte ich das Geräusch in meinem Rücken nicht hören können.

Keine Schritte, sondern ein verräterisches Ticken.

Leise und gleichmäßig.

Meine Augen wurden groß.

Eine Uhr war das bestimmt nicht. Die tickte längst nicht so laut.

Es gab für das Geräusch nur eine Erklärung.

Eine Zeitbombe!

Jetzt wußte ich auch, warum Dr. Tod so hämisch gelacht und nicht eingegriffen hatte.

Ich verlor keine Sekunde mehr.

Drei Sprünge brachten mich bis an die Reling. Ich stellte mich darauf und schnellte mich ab.

Wie ein Pfeil flog ich dem Wasser entgegen und tauchte ein. Tief ging es hinab, und ich, Oberinspektor John Sinclair, schwamm um mein Leben…

***

Natürlich behinderte mich die Kleidung, und auch die schweren Waffen trugen nicht gerade dazu bei, meine Schnelligkeit zu fördern. Wenn die Bombe jetzt explodierte, reichte die Entfernung nicht, die ich vom Schiff zurückgelegt hatte.

Unter Wasser kam ich allerdings besser voran. Hier störten mich die

hohen Wellen nicht so sehr, und ich tauchte so lange, bis ich wirklich nicht mehr konnte.

Schräg schoß ich hoch zur Oberfläche. Dabei riß ich weit den Mund auf und jappste nach Atem. Der Wellengang war etwas niedriger geworden, dafür fiel der Regen dichter.

Ich schwamm weiter.

Ein rascher Blick über die Schulter, zurück zum Schiff, zeigte mir, daß ich wirklich keine große Entfernung zwischen mich und den Kahn gebracht hatte.

Ich schwamm weiter. Dabei beherrschte mich nur ein Gedanke.

Ich wollte möglichst weit weg von diesem brisanten Explosionsherd. Wenn das Schiff in die Luft flog, würden auch mich noch die Trümmer treffen.

Wie ein Pfeil stieß ich in ein Wellental hinein, nachdem ich zuvor tief Luft geholt hatte.

Unter Wasser bewegte ich mich voran.

Diesmal schwamm ich etwas schneller, aber nicht allein die Sorgen um die Explosion quälten mich, sondern auch andere. Was geschah, wenn ich die Explosion überstand? Ich befand mich auf freiem Wasser, inmitten der Nordsee, ein einsamer Schwimmer, verloren in der unendlichen Wasserwüste.

Das nächste Auftauchen.

Abermals holte ich Luft.

Eine quer laufende Welle überspülte mich, ich tauchte wieder auf, und dann geschah es.

Der Kahn explodierte!

Genau in dem Augenblick, als ich wieder in die Tiefe des Meeres glitt. Ich konnte nicht sehen, wie das Schiff auseinanderflog, aber es war nicht schwer, es sich vorzustellen.

In der Mitte wurde der Kahn förmlich hochgehoben, eine irrsinnige Kraft schien ihn aus dem Wasser zu drücken, dann glühte eine Stichflamme auf, loderte gegen die Unterseite der breiten Plattform und verteilte sich dort fauchend.

Die Brücke des Kahns zerplatzte wie eine überreife Frucht. Hoch wurden die Trümmer gewirbelt, sie krachten gegen die Plattform und zischten raketenartig nach allen Seiten weg.

Die Angst steigerte meine Bemühungen. Ich schwamm wie selten zuvor in meinem Leben, tauchte dabei noch tiefer und merkte, wie um mich herum die Teile des Schiffes in das Wasser klatschten.

Etwas hieb gegen mein rechtes Bein, ich spürte einen scharfen Schmerz und konnte das Bein im ersten Augenblick nicht bewegen.

Panik wollte mich überfluten, dann aber riß ich mich zusammen und schwamm weiter, trotz der Schmerzen.

Ich mußte aus Luftmangel auftauchen.

Ich schoß der Oberfläche entgegen. Vor meinen Augen drehten sich bereits rote Kreise. Ich war einer Ohnmacht nahe. Als ich mit dem Kopf die Oberfläche durchstieß, befand sich hinter mir eine Hölle.

Das Meer brannte.

Treibstoff hatte sich entzündet und einen Flammenteppich auf das Wasser gelegt. Um die Explosionsstelle herum kochte und brodelte die See. Das Schiff war in der Mitte gebrochen, es lag schief im Wasser.

Ich hatte unwahrscheinliches Glück gehabt, daß herumfliegende Trümmer mich nicht getötet hatten.

Gerettet war ich längst nicht. Denn ich schwamm mutterseelenallein auf dem Meer.

Mein Bein schmerzte noch immer. Ich zog es an und warf einen schrägen Blick zur Seite.

Irgendein scharfer Gegenstand hatte meine Hose aufgefetzt und eine tiefe Wunde hinterlassen.

Blut rann daraus hervor. Ich war nur froh, daß es in der Nordsee keine Haie gab.

Aber etwas anderes gab es.

Tokata!

Ich sah seinen Schädel gar nicht weit entfernt im Wasser. Und er war nicht allein.

Neben ihm schwamm der eben erst zum Leben erweckte Supervampir.

Zwei Gegner, die mich töten wollten.

Mein Schreck dauerte nur Sekunden. Länger durfte ich mir keine Zeit lassen.

Ab jetzt ging es um alles oder nichts!

***

Bill Conolly kümmerte sich nicht um die warnenden Worte des Commanders. Er flog tiefer in den von der Navy angelegten Kreis hinein. »Die sollen mich doch mal kreuzweise«, sagte er zu Suko.

»Hoffentlich schießen sie nicht auf uns.«

Bill schaute den Chinesen schräg an. »Das werden sie nicht wagen. Glaub mir.«

Der Reporter senkte die Fluggeschwindigkeit. Er schaute auf das graugrüne Meer.

Schemenhaft erkannte er im Dunst die Umrisse eines Zerstörers.

Wahrscheinlich hockte dort der Commander, der mit ihm gesprochen hatte.

Von ihrem eigentlichen Ziel war noch nichts zu sehen. Kein Bohrturm in Sicht.

Bis Suko einen Pfiff ausstieß. »Was ist?« fragte Bill. »Da haben wir ihn!« Der Chinese deutete nach vorn.

Auch Bill Conolly schaute jetzt genauer hin und sah tatsächlich die Umrisse der Bohrinsel.

Gleichzeitig jedoch quoll eine dichte Nebelwolke hoch, die den Turm einhüllte.

»Der Todesnebel«, sagte Bill und wurde blaß.

Auch Suko schwieg. Beide wußten sie, was das zu bedeuten hatte.

»Da können wir auf keinen Fall hineinfliegen«, meinte der Reporter nach einer Weile.

»Willst du wassern?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Dicht vor der Insel.«

»Was geschieht dann?«

»Ach, hör auf, verdammt. Ich weiß es nicht. Wenn John noch lebt und sich auf der Bohrinsel befindet, wird er uns sicherlich sehen. Wenn nicht, dann…« Bill verstummte und drückte den Steuerknüppel zu hastig von sich weg, so daß die Schnauze der Maschine steil abkippte. Die beiden Männer wurden jedoch von den Gurten gehalten, und Bill zog die Maschine wieder höher. Er behielt jedoch den Sinkflug bei.

Je tiefer sie kamen, um so mehr wurde ihnen bewußt, daß es verdammt schwierig sein würde, auf dem Wasser zu landen. Der Wellengang war sehr hoch, es bestand durchaus die Möglichkeit, daß die Maschine kippte.

»Das wird verdammt hart«, flüsterte Bill Conolly. »Halt dich fest, Partner, sonst geht’s ab in den Bach.«

Die ersten Wellen klatschten gegen die Schwimmer. Gischt sprühte an die Scheibe, die Wischer schafften es nicht mehr, das Flugzeug wurde durchgeschüttelt, kippte von rechts nach links und wieder zurück. Dann krängte es auf die rechte Seite. Die Spitze der Tragfläche wühlte das Wasser auf, zog einen schaumigen Streifen, und Bill hätte selbst kaum etwas unternehmen können, doch eine anrollende Welle warf sie wieder herum, so daß ihre Fahrt über das Wasser einigermaßen linear verlief.

Ein paar Sekunden ging alles glatt. Die Schwimmer glitten über die Wellen, bis eine hohe Woge frontal gegen sie schlug und die beiden Freunde auf ihren Sitzen durchschüttelte.

Bill fluchte wie ein alter Fuhrmann. Er hatte Angst, daß die Maschine letzten Endes doch noch absackte.

Da sahen beide den Flammenpilz.

Vor ihnen stieg er hoch. Eine gewaltige Feuerwand flackerte auf, stieß gegen die Plattform der Bohrinsel, ein Schiff zerbrach, als hätte ein gewaltiges Schwert es zerteilt, und im nächsten Moment erfaßte die Druckwelle die ankommende Maschine.

Es war ein höllischer Schlag.
Bill und Suko hatten das Gefühl, von der Wasserfläche abzuheben. Mit der Schnauze wurde die Maschine hochgerissen, es bestand die Gefahr, daß sie abkippte. Die Tragflächen ächzten und bogen sich, aber sie hielten.
Wie auch das Flugzeug.
Es fiel zurück auf die Wasserfläche.
Bill Conolly und Suko konnten aufatmen. Die erste große Gefahr war gebannt.
Die Maschine befand sich immer noch in Bewegung. Bill drosselte jetzt die Geschwindigkeit auf Null. Er hatte keine Lust, bis dicht an die Bohrinsel heranzugleiten, denn der Nebel würde vor ihnen nicht haltmachen und sie vernichten.
Weiterhin rollten die Wogen gegen das Wasserflugzeug an.
Endlich stand es. Nur noch durch die Wellen wurde es bewegt.
Bill atmete auf. Er war leicht grün im Gesicht. Die ersten Anzeichen einer Seekrankheit.
Suko schnallte sich los.
»Was willst du?« fragte der Reporter.
»Nach John Ausschau halten.«
»Willst du auf die Insel?«
»Wenn es sein muß…«
»Das überstehen wir nicht.«
Suko war schon an der Tür, während Bills Blicke zur Insel und damit auch über das Meer glitten. Er sah die Trümmer des explodierten Schiffes auf der Oberfläche treiben und sah auch, wie sie im Wasser versanken.
Da stieß Suko die Tür auf. Gischt, Kälte und Sprühregen wirbelten in die Maschine.
Am Griff hielt der Chinese sich fest und schaute in Richtung Bohrinsel.
Wie auch Bill Conolly blickte Suko über die wogende Fläche. Er sah ebenfalls die Trümmer des versunkenen Schiffes, er sah aber auch noch mehr.
Drei Köpfe auf der Wasserfläche.
Einer davon war mit blondem Haar bedeckt.
John Sinclair!

***

Hatte ich noch eine Chance?
Kaum! Zum Schiff konnte ich nicht zurück, das sank. Auf die Bohrinsel konnte ich ebenfalls nicht, denn dort erwarteten mich andere Feinde.
Blieb das offene Meer.

Wenn ich dort hinausschwamm, konnte ich mir jetzt schon ausrechnen, wann meine Kräfte erlahmten und ich kurzerhand ertrank.

Nur würde sich dieses Sterben noch länger hinauszögern.

Diese Möglichkeiten hatte ich, und ich entschied mich für die letzte.

Ich schwamm.

Auch meine Gegner blieben nicht auf der Stelle und traten Wasser. Sie fächerten auseinander und wollten mich in die Zange nehmen. Zwei untote Wesen, deren Kräfte niemals erlahmten, die keine Kälte spürten, die bereits tot waren und nicht mehr sterben konnten. Wenigstens nicht wie ich, ein normaler Mensch.

Eine Welle trug mich hoch und weiter. Sofort begann ich zu kraulen. Meine Arme und Beine durchpflügten das Wasser, aber auch meine Verfolger waren schnell.

Zu schnell sogar.

Sie holten auf.

Ich sah es, als ich einen Blick über eine Schulter warf. Dabei war Tokata schneller als der Supervampir.

Der Samurai schwamm rechts von mir, er wollte im spitzen Winkel auf mich zukommen und den weiteren Weg versperren.

Ich strengte mich noch mehr an, obwohl mir eine innere Stimme sagte, daß es vollkommen wertlos war.

Das schaffte ich nicht.

Ich hörte das Klatschen der Wellen, meinen eigenen, keuchenden Atem, und ich vernahm noch ein anderes Geräusch.

Das Brummen eines Flugzeuges.

Hastig riß ich den Kopf hoch, obwohl ich dadurch wertvolle Zeit verlor.

Riesig kam mir das Wasserflugzeug vor, das aus der Luft zu fallen schien, über die Wellen tanzte und dann aufsetzte.

Woher kam es? Wer hatte es geschickt?

Mir kam es wie ein Geschenk des Himmels vor. Oder wie der rettende Strohhalm.

Die Maschine gab mir wieder Kraft. Ein neues, herrliches Gefühl durchströmte meinen Körper, gab mir Mut, mobilisierte meinen Willen, und vergessen war die Angst.

Ich schwamm.

Doch auch Tokata und Vampiro-del-mar hatten das Flugzeug gesehen. Sie ahnten, daß dies für mich die Rettung bedeuten konnte, und sie legten noch zu.

Es ging wirklich um Sekunden.

Da wurde die Tür des Flugzeugs aufgestoßen. Ich befand mich soeben auf einem Wellenkamm und hatte deshalb eine einigermaßen gute Sicht.

Ein Mann erschien im offenen Ausstieg.
Suko!
Ich schrie seinen Namen. Es war ein Schrei der Erlösung, dabei gab ich nicht acht, und eine Woge spülte mir Wasser in den Mund.
Verzweifelt winkte ich, schrie noch einmal, krächzte und keuchte.
Suko verschwand.
Hatte er mich nicht gesehen?
Meine Hoffnung zerplatzte, verschwand in den Tiefen des Meeres, und Tokata holte auf.
Sein Kopf schien wie ein Korken auf der Wasseroberfläche zu hüpfen. Er war schon so nah, daß ich hinter seiner Maske die verzerrten Gesichtszüge erkennen konnte. Weißlich schimmerten die Knochen. Diese Bestie wollte mich töten.
Ich war geschockt und vergaß es, weiterzuschwimmen, bis mich ein Ruf herumriß.
»John!«
Das war nicht Sukos Stimme, sondern die von Bill. Hastig wandte ich den Kopf.
Die beiden Freunde standen dicht nebeneinander in der offenen Tür. Und Suko schleuderte einen Rettungsring in meine Richtung.
Er hatte eine knallrote Farbe. An ihm war die Leine befestigt, und er flog wie ein Diskus. Bis eine Windbö ihn packte und zur Seite driftete.
Das war schlecht.
Ich hatte schon die Hand erhoben gehabt, um den Ring zu fangen, doch jetzt klatschte er ein paar Yards neben mir entfernt auf die Wasseroberfläche.
Etwa zehn Schritte entfernt, aber für mich eine verdammt große Distanz.
Denn Tokata saß mir im Nacken.
Und wie.
Er war getaucht. Ich sah ihn nicht mehr, aber ich hatte ungeheure Angst vor seinem Schwert. Ohne daß ich etwas dagegen tun konnte, würde er mich von unten aufschlitzen.
Daran mußte ich denken.
Ich schwamm wie ein Sportler, bei dem es um die Goldmedaille geht. Meine Arme durchpflügten das Wasser, auf Atemtechnik konnte ich keine Rücksicht nehmen. Ich spie, keuchte, krächzte und brach das Seewasser aus.
Aber ich hatte den Ring.
Gleichzeitig peitschten Schüsse auf.
Ich hörte die Detonationen nur schwach, weil immer wieder Wellen über meinem Kopf zusammenbrachen, doch als ich für den Bruchteil einer Sekunde wieder klar sah, da entdeckte ich Bill Conolly.
Er feuerte.

Die Kugeln peitschten ins Wasser. Hinter mir vernahm ich einen urigen Laut, dann gab es einen Ruck, und Suko zog mich auf das Flugzeug zu.

Das letzte, was ich von Tokata sah, war die blitzende Schwertklinge, die aus dem Wasser tauchte und auf mich niederstieß, jedoch fehlte, weil Suko mich mit einem enormen Ruck an der Leine noch schneller auf die rettende Maschine zuriß.

Wie eine Wand stand das Wasser vor mir, schlug über mir zusammen, dann wußte ich nichts mehr.

Ich zahlte dem Kräfteverschleiß meinen Tribut und wurde ohnmächtig!

***

20 Minuten später

Ich war wieder voll da. Bis auf die Wunde am Bein hatte ich keinerlei Blessuren davongetragen. Auf der Schramme klebte jetzt ein Pflaster aus der Bordapotheke.

Von Vampiro-del-mar war nichts mehr zu sehen gewesen. Er hatte das Feld ganz Tokata überlassen. Aber auch der war verschwunden. Zurück zur Insel geschwommen.

»Jetzt erledigen wir sie!« knirschte Bill, der bereits Verbindung mit dem Zerstörer aufgenommen hatte. »Und wenn wir das ganze Ding in die Luft sprengen!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nie.«

»Und warum nicht?«

»Schau selbst!«

Die Nebelwand stieg einer gigantischen Wolke gleich in die Höhe. Und innerhalb des Nebels strahlte ein kaltes blaues Licht.

»Der Würfel des Schreckens«, murmelte ich. »Es bringt sie in Sicherheit.«

Bill schaute mich erstaunt an. »Meinst du, daß sie sich wegteleportieren?«

»Ja, der Würfel macht's möglich. Schwarze Magie, von Asmodina gesteuert.«

Wir beobachteten das Schauspiel minutenlang. Bis der Nebel nicht mehr zu sehen war.

Schluß, aus, Ende, so dachte ich.

Wieder einmal hatte ich einen Fehlschlag erlitten. Ich hatte nicht verhindern können, daß Vampiro-del-mar, der Supervampir, erweckt worden war. Er bereicherte jetzt die verfluchte Mordliga um ein weiteres Mitglied.

Dr. Tod gewann immer mehr an Boden.

Endlich kam ich dazu, mich bei meinen Freunden für die Rettung zu bedanken, aber davon wollte niemand etwas wissen.

Daß keiner mehr auf der Insel zu finden war, bewiesen die nächsten Stunden, als Soldaten die Bohrinsel durchsuchten. Sie fanden keine lebende Person.

Nur einen Toten. Mark Brennan. Er würde ein christliches Begräbnis bekommen.

Der Kampf ging weiter. Das war uns allen klar. Während wir noch Dr. Tod und seinen Vasallen nachgejagt waren, bereitete Asmodina im fernen Grönland ihren nächsten Schlag vor.

Sie schickte die grünen Monster.

Aber das ist eine andere Geschichte…

ENDE